Rhein- und Lahn-Anzeiger

Amts-Blatt der Stadt Nastätten.

Der Bezug des dreimal wöchentlich (Dienstag, Donnerstag und Samstag) erscheinenden „Rhein- und Lahn-Anzeiger" kostet in Nastätten sowie bei den auswärtigen Agenturen monatlich Mk. 3.—, frei ins Haus durch die Post bezogen vierteljährlich Mk. 9.—. Bestellungen können jederzeit erfolgen.

Anzeigen finden im „Rhein- und Lahn-Anzeiger" weiteste Verbreitung und werden die 6-gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum mit Mk. 1.—, die Reklamezeile mit Mk. 2.— berechnet. Bei mehrmaliger Aufnahme Rabatt nach Tarif. Im Falle gerichtlicher Beitreibung fällt jeglicher Rabatt fort.

Gegründet 1878. Druck und Verlag: Müllersche Buchdruckerei in Nastätten. Verantwortlich für die Schriftleitung: Paul Müller, Nastätten. Gegründet 1878.

Nr. 151 — Nastätten, Samstag, den 24. Dezember 1921 — 44. Jahrgang

Deutsche Weihnachten.

Weihnachten kehret wieder
Vom Himmel uns gesandt,
Es klingen frohe Lieder
Weithin durch Stadt und Land,
Es ward ein Kind geboren,
Zum Heiland uns erkoren,
Jesus ist es genannt!

Die Engelschöre singen
Es in die Welt hinein:
Christkind will Frieden bringen,
Darob soll Freude sein
Und in den Herzen wallen;
Froh soll es drum erschallen:
Die Ehr sei Gott allein!

O heil'ges Weihnachtsfeste
Dein Glanz niemals erbleicht,
Sind wir des Christkinds Gäste
Dann alle Sorge weicht;
Was strahlet ein Entzücken
Schon in den Kindesblicken,
Wie dies uns Weihnacht zeigt!

Du Fest göttlicher Liebe
Verlasse nie die Erd',
Von deinem heil'gen Triebe
Sich ja die Menschheit nährt;
Christkind bringt frohe Kunde:
Gott ist mit uns im Bunde,
Der Welt Heil widerfährt!

Limburg. Adolph von der Heydt.

Wenn wir aus der Weihnachtszeit zurückblicken auf die verflossenen Wochen, so wird uns mit jedem Jahre seit dem Abschluß des großen Krieges immer klarer, daß nicht nur die Angehörigen eines Volkes, sondern alle Nationen mehr denn je auf einander angewiesen sind, daß sie nichts Notwendigeres tun könnten, als die Ereignisse von 1914—1918 zu vergessen, und einander beizustehen, um die Folgen des mörderischen Ringens zu beseitigen. Diese Erkenntnis ist auch wohl in vielen Herzen außerhalb unserer Gegner wach, denn es ist doch nicht möglich, daß die ganze Menschheit in Haß und Verbitterung versunken sein kann, aber leider weht das Banner der Leidenschaften über der Standarte der Versöhnung. Noch immer heißt es: Den Arm gegen Deutschland, nicht Arm in Arm mit Deutschland!

Was wir Deutschen nach dem Kriege leisten und ertragen, ist nicht viel geringer als das, was wir dem Kriege darbrachten und was er von uns forderte. Damals rückte uns das Waffengeklirr Körper und Seele zusammen, heute richtet fremder Machtwille immer wieder das Joch der Demütigung über uns auf, und die Ungewißheit, die dahinter lauert, kann die Nerven zerreißen. Trotzdem haben wir ausgehalten, das deutsche Ansehen beginnt wieder in die Höhe zu steigen. Wenn uns Europa auf der Straße nach oben die Hand reichen wollte, in Jahresfrist schon könnte manches anders sein. Aber, noch harren wir umsonst, und wir müssen dankbar sein, daß uns selbst die Empfindung blieb, die deutsche Kraft darf nicht untergehen. Und dieses Gefühl ist im letzten Jahre stärker und stärker geworden; mag auch noch so viel Unerfreuliches sich an der Oberfläche unseres Volkslebens gezeigt haben, in der Tiefe ruht der Goldschatz deutschen Gemütes, deutscher Treue und deutscher Liebe zum großen und hart geprüften Vaterlande.

Das Weihnachtsleben ist eine einzige große Arbeit im Sinne dieser Gewalten. Die Zerstreuungen und die Wünsche der Gegenwart werden einst denen, die sie im Augenblick als den Mittelpunkt ihres Daseins betrachten, als ein Nebelgebilde erscheinen, das die Sonne des höchsten Lebenszieles verschleierte. Denn trotz aller Irrungen und Wirrungen, die mitunter eher zur Zerstörung als zum Aufbau zu führen scheinen, sind ja doch die, die auf den Namen Deutscher noch Anspruch erheben, darin einig, daß die Wiedererrichtung der deutschen Macht der Boden ist, auf dem wir uns zusammenfinden werden, mögen auch verschiedene Wege dahin führen.

Und fest wie der Granit unserer Berge, klar wie die Fluten des deutschen Rheins ist der Wille, bis zum Ende auszuhalten in diesem unblutigen Kampf um die Zukunft, die unserer Jugend gehört. Die Gegenwart ist in der Geschichte der Staaten und Völker nur ein kurzes Kapitel, die einzelnen Jahre sind Bausteine für das monumentale Werk des sicheren Heims. Die deutsche Weihnachtsfeier, die wir unseren Kindern bereiten, ist ein Band, das die ganze Generation in diesem Gelübde einigt, der Kitt, der Taten, Hoffnungen und Wünsche mit einander verbindet. In den Tagen um Weihnachten streuen wir die Saat aus für den einstigen Volksfrühling, der kommen muß, so sicher, wie die Lenzblüten den Gebilden von Eis und Schnee folgen. Vergessen wir aber dabei eins nicht, erziehen wir die Jugend so, daß sie fähig ist, zu bewahren, was wir ihr schaffen wollen. Sie soll verstehen lernen, daß der Weihnachtsbaum ein Symbol der Blüte des deutschen Vaterlandes ist. Daß dieser Weihnachtswunsch in allen deutschen Familien zur Wirklichkeit werde, ist unsere Hoffnung. Daraufhin sagen wir

zukunftsfrohe Feiertage!

Was wir zahlen sollen.

Die Reparationsrate vom 15. Januar, von der jetzt so viel die Rede ist, beträgt 500 Millionen Goldmark. Am 15. Februar sind etwa 330 Millionen Goldmark als Quartalsrate der 26prozentigen Ausfuhrabgabe fällig. Im ganzen sind an diesen beiden Terminen also 830 Millionen Goldmark fällig. Die 500 Millionen vom 15. Januar sind für alle vier Vierteljahrsraten dieselben, zusammen also 2000 Millionen (2 Milliarden) Goldmark für 1922.

Es klingt etwas wie ein Hohn aus der bekannten Mitteilung der Bank von England nach Berlin, daß bei diesen Verpflichtungen Deutschlands eine deutsche Anleihe in England nicht auf Erfolg zu rechnen habe. Denn die Bank von England, die von amtswegen den britischen Staatsschatz regelt, ist doch als Sachverständige bei der Festsetzung des Ultimatums und der Forderung von 132 Goldmilliarden nicht unbeteiligt gewesen. Und ebenso naiv war im Grunde genommen die Frage der Reparationskommission in Paris nach den Garantien, die wir geben wollen. Wo wir so unter dem Druck der Valuta-Entwertung seufzen, haben wir nichts Positives in Händen, die Werte verändern sich unter den Fingern. Wenn die Reichsregierung auf die Steuern verweist, so kann, wenn es das Unglück will, auch deren Betrag durch Valuta- und Wirtschaftskrisen empfindlich beeinflußt werden. Wie die Entente uns behandelt, so gestalten sich bei uns Garantien und Zahlungsfähigkeit.

Was bei einer Stundung der Zahlungen unter Aufrechterhaltung der Zahlungspflicht herauskommen wird, das sieht jeder Laie. Eine zweijährige Stundung der Jahreszahlungen bringt einen Rückstand von sechs Milliarden Mark, die Höhe der Zinsen offen gelassen. Diesen Betrag abzutragen in bar, das ist unmöglich. Er muß durch eine Anleihe oder durch Sachleistungen gedeckt werden. Und dabei gehen die ferneren Jahresverpflichtungen weiter. Es kann sich also jetzt bei Abmachungen nicht um die 800 Millionen Mark für Januar und Februar handeln, es muß prinzipiell reine Bahn gemacht werden.

Rechnen wir dazu noch die eigenen Ausgaben im Reichshaushalt, dann ist es klar, daß es so eben nicht geht. Wir müssen uns über Taten klar werden, auf Grund deren wir den Antrag auf Revision des Ultimatums stellen können.

Die neue Grenze Oberschlesiens.

Die Festsetzungen der Grenzkommission.

Die Grenzkommission hat am 18. Dezember die Demarkationslinie im oberschlesischen Industriegebiet festgesetzt. Die wichtigsten Entscheidungen — von Westen nach Osten ausgeführt — sind folgende:

In Gegend Niborowitzer Hammer kleine deutschpolnische Gebietsaustausche derartig, daß die Kleinbahn Rauden—Gleiwitz auch hier noch auf deutsches Gebiet zu liegen kommt. Niborowitzer Hammer ist deutsch geblieben. Ebenso bleiben die Delbrückschen Schächte bei Deutschland. Die auf polnischem Gebiet gelegenen, zur Grubenanlage gehörigen Baulichkeiten sind bis zur Bahnlinie Bakoschau—Gleiwitz zu Deutschland geschlagen worden. Die Königin-Luise-Grube erhält ihre drei lebenswichtigsten Schächte Glückauf, Ruda und Georg sowie ihr gesamtes Grubenfeld bis zum südlichen und östlichen Markscheid zurück, mit Ausnahme der Kolonie Glückauf, des Kirchhofes von Ruda und der Fläche von Ruda—Foremba.

Leider ist es nicht gelungen, den Ruda-Hammer einschließlich des dortigen wichtigen Straßenstücks der elektrischen Bahn und des Knappschaftslazaretts für Deutschland zurückzugewinnen. Die nördlich der Ortschaft gelegenen Teile der Gemarkung Ruda (Grubenfelder von Borsig und Schaffgotsch) sind Deutschland zurückgegeben worden. Zwischen Ruda-Hammer und Carnals Freudeschacht bildet auf Grund beiderseitiger kleiner Gebietsaustausche das Beuthener Wasser die polnische Grenze. Die Anlagen des Carnals Freudeschacht sind polnisch geworden.

Oestlich Beuthen keine Veränderung gegenüber der Genfer Entscheidung, so daß der auf Rosenberger Gelände liegende Teil des Blei-Scharleyer Grubenfeldes deutsch geblieben ist. Bei Alt-Goretzko wurde die Grenze um annähernd 150 Meter abgerückt, ebenso der über die genannte Bahn hinausgehende Teil des Zinkbergwerkes Fiedlersglück zu Polen geschlagen. Alle übrigen Teile von Fiedlersglück sind bei Deutschland geblieben. Die Neuhofgrube mit dem Rest des Zinkbergwerkes Neuhof ist Deutschland zurückgegeben worden.

Die weiterhin von der deutschen Delegation geforderte Rückgabe des Radzionkau-Schachtes, der Lazy-Zinkhütte und des Strossek-Waldes ist verweigert worden.

Die Vertreibung der deutschen Ansiedler.

Selbst dem Botschafterrat gehen die polnischen Maßnahmen zu weit.

Die Botschafterkonferenz hat jetzt auf die deutsche Beschwerde über die recht- und vertragswidrige Behandlung der deutschen Domänenpächter und Ansiedler im ehemals preußischen Neupolen mit einer Note geantwortet, in der sie erklärt, sie sei der Auffassung, daß die Frage zu jenen gehöre, die gemäß Artikel 92 des Vertrages von Versailles zwischen beiden Regierungen im Wege unmittelbarer Verhandlungen geregelt werden müssen.

Die Note fährt dann aber fort: Da es indessen schwierig erscheint, daß die beiden Regierungen freiwillig und schnell zu einer Verständigung kommen, ist die Konferenz der Meinung, daß es angebracht erscheint, die Vollmacht des Herrrn Alphand zu erweitern, der früher seitens der Mächte dazu bestimmt worden ist, beiden Parteien im Falle von Meinungsverschiedenheiten seine guten Dienste zu leihen, und ihn bei diesen Verhandlungen mit der Rolle eines Schiedsrichters zu betrauen. Unter diesen Umständen hat die Konferenz beschlossen, beide Regierungen einzuladen, sobald wie möglich in Verhandlungen einzutreten, um die Fragen bezüglich der Lage der erwähnten Ansiedler zu regeln und Herrn Alphand im Falle, daß Uebereinstimmung nicht erzielt wird, zu beauftragen, die Rolle eines Schiedsrichters zwischen den Parteien zu übernehmen.

Weiter ersucht die Konferenz die polnische Regierung, bis zur Regelung der Meinungsverschiedenheiten auf Maßnah-

men zu verzichten, deren Ergebnis sein würde, die gegenwärtige Lage der erwähnten Ansiedler zu ändern.

Klarer kann das Unrecht der Polen wohl kaum festgestellt werden als durch diese Note.

Die Zukunft der Eisenbahn.

Die Eisenbahn — früher das Rückgrat der Staatsfinanzen — namentlich in Preußen — leidet jetzt bekanntlich an einem chronischen Defizit, das unbedingt irgendwie beseitigt werden muß. Mit fortgesetzten Tariferhöhungen ist nichts zu machen; das hat man inzwischen eingesehen. Man muß also andere Wege gehen. Und so trägt sich denn die Reichsregierung mit dem Gedanken, die Eisenbahnverwaltung vom Reichshaushalt zu trennen, sie finanziell und verwaltungstechnisch selbständig zu machen. Die Eisenbahn soll also ein in sich vollkommen abgeschlossener Wirtschaftskörper mit einer eigenen entpolitisierten Verwaltungsspitze werden. Der Verkehrsminister als solcher bleibt. Ihm liegt die allgemeine Aufsicht und die Sorge für die Beachtung der Gesetze ob.

Gelingt es, diese schwerwiegende Frage in befriedigender Weise zu lösen, dann besteht auch die Hoffnung, endlich Ordnung in unseren gesamten inneren Haushalt zu bringen. Dieser neugeschaffene Risikoträger wird nach modernen kaufmännischen und technischen Grundsätzen aufzubauen sein, und zwar am zweckmäßigsten in Gesellschaftsform. Eine ganze Menge von Interessenten würde dann an der Bahn beteiligt sein: Das Reich und die Länder, denen ersteres bekanntlich noch die Kaufsumme für die von ihnen abgetretenen Bahnen schuldet, Gewerbe, Handel, Industrie, Landwirtschaft und nicht zuletzt das Personal der Reichseisenbahn selbst. Dem Personal werden sich dann in der „freien" Eisenbahn auch noch ganz andere Entwicklungsmöglichkeiten bieten, als es bisher der Fall gewesen ist. Fähige und fleißige Beamte und Arbeiter können es dann schnell zu etwas bringen, ohne wie bisher meistens die „Ochsentour" durchlaufen zu müssen. Ganz selbstverständlich ist es natürlich, daß die Rechte der übertretenden Beamten auf Pension, Gehalt usw. durch ein besonderes Gesetz sichergestellt werden müssen. Hoffentlich gelingt es den vereinten Bemühungen aller an dem Werk Beteiligten, diese gewaltige Reform zum Nutzen und Vorteil unseres Vaterlandes ein- und durchzuführen.

Der Reichstag.

Seit dem Vertrag von Versailles ist für die europäischen Volksvertretungen die Zeit vorüber, in der sie geltend machen konnten, daß der Wille der Völker für die Entwicklung der Dinge in Europa maßgebend sein soll. Die Kabinettspolitik, die man schon vor zwanzig Jahren überwunden glaubte, steht wieder in höchster Blüte in den Staaten der Entente, und wenn es zu außerpolitischen Debatten kommt, so haben sie eine unzweideutige Richtung. Nicht für die Wohlfahrt und den wahren Frieden in Europa, sondern gegen Deutschland. In London schwenkte das Parlament auf die Winke des Diktators Lloyd George ein, wie eine Kompagnie Soldaten auf Befehl ihres Hauptmanns, und in Paris erfolgte zum Jahresbeginn der Zusammenstoß zwischen der Deputiertenkammer und dem damaligen Ministerpräsidenten Leygues, der daraufhin zurücktrat, nur weil dieser Kabinettschef den Abgeordneten nicht energisch genug für eine antideutsche Politik eintrat.

Der deutsche Reichstag hat es unter diesen Verhältnissen nicht leicht gehabt. Die Drohnoten wegen des Ultimatums und wegen Oberschlesien lagen über ihm, und er stimmte dem zu, was von den Leitern der Entente oder doch auf deren Weisung beschlossen worden war. Jetzt steht ihm, wenn er im neuen Jahre wieder zusammentritt, die Beurteilung der Beschlüsse bevor, die wegen der Reparationsraten vom 15. Januar und vom 15. Februar und darüber hinaus wegen der Gestaltung der deutschen Verpflichtungen getroffen werden sollen. Mit Bitternis im Herzen haben die deutschen Volksvertreter diese Dinge über sich ergehen lassen müssen, denn unter Forderungen und Verlangen beraten zu müssen, an denen nichts geändert werden darf, ist nicht eben ein würdiges Schauspiel.

Das ist der heutige Zustand, der den Reichstag zu einer Arbeitsmaschine für die Erledigung innerer Gesetzentwürfe gemacht hat. „Große Tage" wurden wohl wiederholt im Reichstag angekündigt, aber wenn sie vorüber waren, so wiesen sie nur eine normale Bedeutung auf. Wir denken dabei an diejenigen früheren Sitzungen, auf deren Verlauf ganz Europa lauschte, nicht bloß zur Zeit Bismarcks, sondern auch in den Tagen Bülows und Bethmann Hollwegs. Selbst der letzte Kanzler des Kaiserreichs, Prinz Max von Baden, suchte im Oktober 1918 eine Debatte von internationaler Bedeutung zur Unterstützung des deutschen Gesuches um Waffenstillstand herbeizuführen, deren Gewicht er allerdings selbst dadurch verminderte, daß er sich gar zu optimistischen Zukunftshoffnungen hingab.

Der Reichskanzler Dr. Wirth hält die Politik einer persönlichen Mäßigung heute für zweckdienlicher, als diejenige einer Reichstagsfanfare. Ob er der Ansicht zuneigt, daß eine scharfe Sprache im deutschen Parlament mehr schaden als nützen, oder nur schaden wird? Es scheint bald so. Er hat wohl bald gemerkt, daß die Ententeminister recht eigenwillige und auch nervöse Leute geworden sind, mit denen in Ruhe besser auszukommen ist, als in schmetternden Redetournieren. Aber Dr. Wirth wird nicht vergessen dürfen, daß Leute, die gar zu wenig Widerspruch zu hören bekommen, auch unerträglich werden können, und daß ein Instrument, wie der Reichstag, das zu wenig in seiner vollen und wirksamen Tätigkeit gezeigt wird, an Wertschätzung verliert.

Es sollte doch mehr zum Ausdruck gebracht werden, daß die eigentliche Regierungsmacht in Deutschland beim Reichstag liegt, und daß der Reichskanzler nur der Vertrauensmann der Volksvertretung ist. In London legt man mit Vorliebe englische Verhältnisse auch dem deutschen politischen Leben unter, aber bei uns ist doch nicht der jeweilige Premierminister wie in England der ziemlich unbeschränkte Machthaber, sondern diese Macht steht nach der Verfassung eben beim Reichstag. Wm.

Offener Brief an unsere Bezieher.

Der deutschen Lokalpresse geht es schlecht, schlechter als irgend einem Gewerbe im Reiche. Der Grund für diese betrübliche Erscheinung liegt in der Hauptsache darin, daß die Lokalpresse nicht in der Lage ist, Lasten, die ihr aufgebürdet werden, rechtzeitig wieder abzuwälzen. Bei Erhöhungen der Papierpreise kommt es nicht selten vor, daß Nachzahlungen zu leisten sind für Papiermengen, die längst zu billigeren Preisen verdruckt wurden. So hinkt der Zeitungsverleger fast immer hinter den Geschehnissen nach und muß einen großen Teil der Lasten aus eigener Tasche decken. Das Publikum weiß, daß die durch Geldentwertung und andere Umstände bedingte ungeheuere Teuerung in den Bezugspreisen der Zeitungen bisher nicht zum Ausdruck kam. Es weiß aber auch, daß in den letzten Wochen eine Reihe weiterer schwerer Belastungen des Zeitungsgewerbes erfolgten, die in Verbindung mit der starken Steigerung der Druckpapierpreise, der Materialpreise und der sozialen Ausgaben eine so enorme Verteuerung der Zeitungen bedingen, daß eine wesentliche Erhöhung des Abonnements zur zwingenden Notwendigkeit wird. Ebenso wie alle anderen Blätter muß auch der „Rhein- und Lahn-Anzeiger" seinen Bezugspreis erhöhen. Dieser wird vom 1. Januar 5.— Mk. monatlich einschließlich Bringerlohn betragen. Daß auch der neue Abonnementspreis noch längst nicht den Zeitverhältnissen entspricht, beweist die Tatsache, daß der Preis für andere Bedürfnisse um einen unendlich weit doppelt und noch höheren Prozentsatz als der für Zeitungen gestiegen ist. Unsere geschätzten Bezieher werden gebeten, die äußerst mäßige Erhöhung als eine nicht mehr zu umgehende Notwendigkeit hinnehmen und den „Rhein- und Lahn-Anzeiger" weiter empfehlen zu wollen.

Der Verlag.

Um das Moratorium.

Frankreichs Garantieforderungen — Englands Gegenrechnung.

Der amtliche Bericht über die Dienstag-Sitzung der Londoner Konferenz sagt nur kurz und trocken: Die Konferenz tagte von 12 Uhr mittags bis 1 Uhr. Sie setzte die Prüfung des Standes der Reparationsfrage fort und zog dabei die Verhältnisse in Deutschland und die Hilfsquellen in Betracht, die Deutschland zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu Gebote stehen. Außerdem erwog die Konferenz Mittel zur Verbesserung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage Europas.

Aus diesem kurzen, nichtssagenden Bericht geht hervor, daß es bis dahin noch zu keiner Förderung der angeschnittenen Fragen gekommen ist. Die Sachverständigen, die unter der Leitung Loucheurs und Hornes zusammengetreten waren und die in der Dienstag-Sitzung der Konferenz ihren Bericht vorlegen sollten, waren zu keiner Einigung gekommen.

Frankreichs Bedingungen für ein Moratorium.

Ueber die Konferenz selbst wissen englische Blätter zu berichten, daß die Franzosen eine Note überreichten, in der sie sich mit dem Gedanken eines Moratoriums für Deutschland unter gewissen Bedingungen einverstanden erklären.

Frankreich fordert zunächst, man müsse dem Garantiekomitee in Berlin ein größeres Kontrollrecht über die innere Verwaltung Deutschlands einräumen. Hätte Reichskanzler Dr. Wirth ein bevollmächtigtes und drängendes Garantiekomitee hinter sich gehabt, so hätte er schon — zum Nutzen der deutschen Reparationsleistungen — seine steuerlichen und finanziellen Reformabsichten durchzusetzen vermocht.

Es müssen Garantien für eine solche deutsche Finanzreform geschaffen werden, die es sicher machen, daß Deutschland nach Ablauf des gewährten Moratoriums dann seine Reparationszahlungen pünktlich erfülle. Solche Garantien seien eine Kontrolle der deutschen Zölle (die dazu dienen können, eine internationale Anleihe für Deutschland zu ermöglichen) und eine Veränderung im Statut der Reichsbank. Deutschland müsse veranlaßt werden, die Reichsbank zu einem von der Reichsgewalt so unabhängigen Institut zu machen, wie es die Bank von England oder die von Frankreich sei. Vor allem müsse die Reichsbank von der Pflicht befreit werden, auf Befehl der deutschen Regierung jede beliebige Summe Papiergeld ausgeben zu müssen. Die Banknotenvermehrung solle nur unter Kontrolle und Zustimmung der Alliierten erfolgen dürfen.

Englands Gegenbedingung: Aufhebung der Besatzungskosten.

Diesen französischen Bedingungen stellt England aber, wie gut unterrichtete englische Blätter melden, seine Gegenbedingungen entgegen. Die Hauptforderung Lloyd Georges sei, daß Frankreich sowohl zu Lande als auch zur See abrüste. Die Mitteilung, daß Frankreich seine Forderung nach einem größeren Flottenverhältnis aufgegeben habe, gehe Lloyd George nicht weit genug, seiner Ansicht nach müsse Frankreich auch seine U-Boote und seine Zerstörerwaffe abrüsten.

Ferner will England die hohen und unproduktiven Besatzungskosten vermeiden. Die von Frankreich geforderte Sicherheit soll dadurch garantiert werden, daß die augenblicklich von den alliierten Truppen besetzte Zone westlich des Rheins neutralisiert werde. Ihre Neutralität würde von Deutschland, Frankreich und Großbritannien und möglicherweise auch von Belgien garantiert werden. Jede Partei, die Truppen in diese Zone sende, solle von den übrigen Parteien daraus vertrieben werden.

Kann Deutschland zahlen?

Noch keine Einigkeit unter den Sachverständigen.

Wie Reuter meldet, wurden die Verhandlungen zwischen Sir Horne und Loucheur und den englischen und französischen Sachverständigen am Dienstag und auch am Mittwoch noch fortgesetzt. Bisher hätten die Sachverständigen noch nicht das erste Problem entschieden, nämlich, ob Deutschland in der Lage ist, die Forderungen der Alliierten zu erfüllen. Erst wenn dies entschieden ist, werde die Frage erörtert werden, ob es tunlich sei, die Zahlungen unter den augenblicklichen Bedingungen zu erzwingen.

Die französische Agentur Havas berichtet dagegen etwas anderes. Danach hat Loucheur einen Plan ausgearbeitet, der dazu bestimmt ist, den Deutschland am 10. Mai 1921 bekanntgegebenen Zahlungsplan zu ergänzen. Man glaube, daß über diesen Plan Einigkeit erzielt werde. Unter den von der französischen Regierung geforderten Bürgschaften befindet sich die Aufstellung einer vollständigen und „aufrichtigen" Statistik der Ausfuhr und der Einfuhr seitens der deutschen Regierung. Ueber diesen besonderen Punkt habe unter den Sachverständigen eine eingehende Aussprache stattgefunden, und es sei folgende Vorfrage aufgeworfen worden: Ist Deutschland tatsächlich imstande, die Zahlung zu leisten, zu der es sich für den 15. Januar nächsten Jahres verpflichtet hat? Die französischen Sachverständigen haben sich bemüht, an der Hand von Dokumenten ihren englischen Kollegen zu beweisen, daß die Antwort nur bejahend lauten kann. Anscheinend (meldet „Havas", „Reuter" weiß davon nichts. D. Red.) haben sie sie bereits überzeugt.

Wenn dies erreicht ist — heißt es in der französischen Meldung weiter — so würde nichts mehr im Wege stehen, daß Maßnahmen ausgearbeitet werden, um Deutschland zu zwingen, seinen nächsten Zahlungsverpflichtungen nachzukommen. Im Laufe der Londoner Besprechungen werde man jedoch keine Entscheidungen in dieser Beziehung treffen können. Die französische und die englische Regierung würden sicherlich die Ansichten ihrer Alliierten hierüber einholen und sich mit ihnen über die endgültig anzunehmenden Lösungen verständigen.

*

Die Politik Lloyd Georges

ist nach dem „Manchester Guardian" folgende: Zunächst müssen die Reparationsschwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden. Zu diesem Zwecke sei Großbritannien bereit, den gesamten Reparationsplan zu revidieren. Frankreich und Belgien sollen ihre verwüsteten Gebiete durch Deutschland nach der Methode des Wiesbadener Abkommens wiederhergestellt erhalten. Großbritannien gibt seine gesamten Forderungen an Deutschland auf mit der Begründung, daß das verwüstete Gebiet Großbritanniens sein Handel ist, und daß die einzige Art der Erholung die Wiederherstellung des europäischen Handels, an die Beseitigung der künstlich durch ein fruchtloses Reparationsproblem geschaffenen Atmosphäre geknüpft ist.

*

Ein neuer Brief Kapps.

München, 21. Dezember. Die „München-Augsburger Abendzeitung" veröffentlicht einen Brief Kapps aus der jüngsten Zeit (Mitte November), in dem Kapp erklärt, daß er keine Veranlassung habe, sich einer Regierung und einem Reich zu stellen, das lediglich Hochverrat seine Entstehung verdanke; einer Regierung, die selbst die von ihr geschaffene Weimarer Verfassung nicht befolgt und noch nicht einmal die Reichspräsidentenwahl vorgenommen hat. Kapp erklärt, daß, wenn die Zeit für ihn gekommen sein werde, er sein Schweigen brechen werde. Bis dahin aber werde er alle Beschimpfungen und Verleumdungen ruhig auf sich nehmen. Der Brief schließt: „Ich wollte mich verantworten, aber nicht einer Regierung Ebert, sondern meinem Vaterlande, Gott und der Geschichte. Diese werden einst über mich zu richten haben."

Jagow verurteilt!

Freispruch der anderen Angeklagten.

— Leipzig, 21. Dezember (Telegr.)

Heute um 4½ Uhr wurde das Urteil im Hochverratsprozeß gegen den Regierungspräsidenten v. Jagow und die anderen Angeklagten, v. Wangenheim und Schiele, verkündet.

Der Angeklagte v. Jagow wurde verurteilt zu fünf Jahren Festungshaft und Tragung der auf ihn entfallenden Prozeßkosten.

Die beiden anderen Angeklagten von Wangenheim und Schiele wurden freigesprochen. Ihren Kostenanteil trägt die Staatskasse.

Deutsches Reich.

** **Dr. Simons an Hindenburg.** Aus Anlaß des kürzlich veröffentlichten Briefwechsels zwischen Generalfeldmarschall von Hindenburg und dem Kaiser hat der Reichsminister a. D. Dr. Simons einen offenen Brief an Exzellenz v. Hindenburg gerichtet. Der Feldmarschall hatte in seinem Brief an den Kaiser die Haltung Dr. Simons' zur Schuldfrage auf der Londoner Konferenz mit dem Zugeständnis unserer Schuld am Kriege in Versailles mit Bezug auf die furchtbaren Wirkungen für Deutschland auf die gleiche Stufe gestellt. Hierzu erklärt Dr. Simons: „Das ist eine schwere Ungerechtigkeit. In Versailles haben wir die alleinige Verantwortung, den Krieg verschuldet zu haben, auf uns genommen. In London habe ich hiergegen Verwahrung eingelegt und mich auf ein gerechtes Urteil der Geschichte berufen. Meine dortigen Ausführungen halte ich auch jetzt in vollem Umfange für richtig. Welche Wirkungen sie gehabt haben, zeigt die Antwort Lloyd Georges. Er sagte: „Die andere sehr bezeichnende Stelle der Rede von Dr. Simons war seine Weigerung, im Namen Deutschlands die Verantwortlichkeit für den Krieg zu übernehmen, die in Wahrheit die Grundlage des Versailler Vertrages bildet. Er hat nicht nur abgelehnt, diese Grundlage anzuerkennen, sondern hat an die Weltgeschichte appelliert im Sinne einer Revision des Urteilsspruches. . . . Wann beginnt die Geschichte?" Es ist mir schmerzlich, daß ich von dem Führer unserer Gegner besser verstanden worden bin, als von Ew. Exzellenz. Ich glaube aber mit Ihnen einig zu sein in der Antwort an Lloyd George, daß die Geschichte ihre Arbeit in der Schuldfrage schon begonnen hat."

** **Die neue Flaggentafel des Reiches.** Die Reichsregierung übergibt der Oeffentlichkeit als amtliche Bekanntmachung eine Flaggentafel des Deutschen Reiches, auf der die betreffenden Flaggen dargestellt sind: Die Nationalflagge schwarzrotgold, die Dienstflagge der Reichsbehörden zu Lande schwarzrotgold mit dem Reichsadler in der Mitte, die Reichspostflagge schwarzrotgold mit gelbem Posthorn auf dem roten Streifen, die Handelsflagge schwarzweißrot mit der schwarzrotgoldenen Gösch im schwarzen Streifen, die Dienstflaggen der Reichsbehörden zur See schwarzweißrot mit dem Reichsadler auf goldenem Schild in der Mitte, die Reichskriegsflagge schwarzweißrot mit der schwarzrotgoldenen Gösch im schwarzen Streifen und einem großen Eisernen Kreuz in der Mitte, und die Standarte des Reichspräsidenten, die den neuen Reichsadler auf gelbem Grund in roter Einrahmung zeigt.

** **Heimkehr zu Weihnachten.** Die Reichszentralstelle für Kriegs- und Zivilgefangene teilt mit: Der Dampfer „Harald" ist am 15. d. M. mit 648 Heimkehrenden in Triest eingetroffen; darunter befanden sich 341 Reichsdeutsche, von denen 106 in Batum zusammengezogen und zum Abtransport gebracht wurden. Im Schwarzen Meer befindet sich zurzeit noch der Dampfer „Brillant", der den Auftrag hat, die Häfen Jalta, Simferopol und Feodossija anzulaufen, um auch die dort noch zusammengezogenen Heimkehrenden abzuholen. Mit diesen sind dann sämtliche für den Abtransport Bereitgestellten heimgeschafft. Sofern sich noch vereinzelte Nachzügler bei den Fürsorgestellen Noworossisk und Odessa melden sollten, werden diese auf dem Landwege über Kiew—Moskau—Riga zum Abtransport gebracht. —

Die Namen der durch französisches Dekret vom 15. Dezember begnadigten deutschen Kriegsgefangenen in Avignon, deren Rückkehr in die Heimat unmittelbar bevorsteht, lauten: Karl Faulenbach, Hans Garszka, Konrad Harnach, Stanislaus

Hoffmann, Hugo Kohler, Friedrich Lange, Georg Milde, Gustav Müth, Johann Gerber, Paul Hell, Max Kluck, Otto Kraus, Karl Liebschwager, Otto Münch, Josef Nasglenberg, Josef Schyma, Paul Zmuda. Die in dem Dekret ferner aufgeführten deutschen Kriegsgefangenen Walter Nickel, Friedrich Junge und Walter Kießig sind bereits vor kurzem nach Verbüßung ihrer Strafen entlassen worden.

** **Die oberschlesischen Aufruhrschäden.** Wie amtlich mitgeteilt wird, ist die Frist für die Einreichung von Anträgen auf Ermittelung von oberschlesischen Aufstandsschäden bis zum 31. Dezember verlängert worden. Alle Geschädigten, die bereits Anträge wegen ihrer in Oberschlesien erlittenen Schäden gestellt haben, können nicht dringend genug gewarnt werden, zur Wahrung der oben bezeichneten Frist alsbald einen Antrag bei dem Reichs- und Staatskommissar für Ermittelung von Aufstandsschäden in Oberschlesien in Oppeln, Malapanerstraße 18, zu stellen oder bei der zuständigen Ermittelungskommission für Aufstandsschäden, in deren Bezirk der Schaden entstanden ist.

** **Die auswärtigen Angelegenheiten Danzigs.** Die zwischen der Danziger Regierung und Polen ausgebrochenen Meinungsverschiedenheiten über die Führung der auswärtigen Angelegenheitei der Stadt Danzig haben jetzt durch eine Entscheidung des Oberkommissars des Völkerbundes ein Ende gefunden. In der Entscheidung wird bestimmt:

1. Wenn Polen und Danzig aufgefordert werden, irgendwie die auswärtigen Beziehungen der Freien Stadt Danzig wahrzunehmen, hat es das Recht, das Ansuchen abzuweisen, wenn die betreffende Angelegenheit offenbar zum Nachteil der wichtigen Interessen des polnischen Staates wäre.

2. Polen hat nicht das Recht, Danzig zu einer bestimmten auswärtigen Politik zu veranlassen oder sie ihm aufzudrängen, soweit diese offenbar der Wohlfahrt und einer guten Regierung der Freien Stadt entgegengesetzt ist.

3. Die polnische Regierung wird auf Verlangen der Danziger Regierung, irgendwelche auswärtigen Beziehungen der Freien Stadt Danzig zu leiten, sofort von dem Ersuchen Kenntnis nehmen und entweder Danzigs Wünsche ohne Verzug in loyaler Weise ausführen oder die Freie Stadt Danzig sobald wie möglich benachrichtigen, daß die polnische Regierung nicht imstande ist, die Wünsche der Danziger Regierung auszuführen.

** **Die Folgen der polnischen Wirtschaft** machen sich in den von uns losgerissenen Gebieten immer drastischer bemerkbar. Die in Polen veranstaltete Volkszählung ergibt in einigen Orten der polnisch gewordenen Teile Westpreußens einen starken Rückgang der Bevölkerung. Auffallende Verluste zeigen namentlich folgende Bezirke:

	1910	1921
Kulm	50 069	46 893
Graudenz-Stadt	40 325	33 697
Graudenz-Land	48 818	43 419
Schwetz	89 712	84 256
Thorn-Stadt	46 227	39 419
Thorn-Land	59 317	53 734

Wem steigt nicht Zornesröte ins Gesicht, wenn er hier an nackten Zahlen die Vernichtung des einst so blühenden Landes erkennt?

** **Die Gehaltsforderungen der Beamten.** Am Mittwoch wurden die Vertreter der Spitzenorganisationen der Beamten nochmals beim Reichsfinanzministerium vorstellig, um einen letzten Versuch zu unternehmen, zu einer Einigung über die Forderungen des Deutschen Beamtenbundes vom 3. d. M. zu gelangen. Die Organisationen haben Dienstag abend in einer langen, gemeinsamen Sitzung beschlossen, alle Verhandlungsmöglichkeiten zu erschöpfen, da sie sich der eindringlichst geäußerten Regierungsbedenken über die außenpolitische Verwicklung nicht verschließen können und den Standpunkt vertreten, daß im nationalen Interesse ein innerpolitischer Konflikt vermieden werden müsse. Andererseits sei jedoch die Not der Beamten so groß, daß schleunige Abhilfe geschaffen werden müsse, da sonst der Hunger alle Dämme durchbrechen werde. Die Regierung meint jedoch, irgendwelche Gehaltserhöhungen jetzt überhaupt nicht vornehmen zu können, da der von der Reparationskommission geforderte Ausgleich des Staatsbudgets dadurch wieder weit schwieriger werden würde. — Der Beamtenausschuß des Reichstages beschäftigte sich Dienstag mit der noch vor Weihnachten angeordneten Vorschußzahlung für Beamte und faßte seine Meinung dahin zusammen, daß diese Maßnahme die Billigung des Ausschusses nicht finden könne.

** **Die Novelle zur Einkommensteuer.** Der Reichsrat nahm die aus einem Initiativantrag des Reichstages hervorgegangene Novelle zum Einkommensteuergesetz an. Von einem Einspruch sah der Reichsrat ab, um das Veranlagungsverfahren nicht weiter zu stören. Statt dessen faßte er eine Entschließung, in der es heißt, die Reichsregierung möge „bei der demnächstigen Abänderung des Landessteuergesetzes darauf Bedacht nehmen, einen billigen Ausgleich herbeizuführen, soweit die Einwirkung des Gesetzes auf die Finanzen der Länder und Gemeinden in Frage komme“

** **Die künftige Arbeitslosenversicherung.** Der vom Arbeitsministerium vorgelegte Entwurf eines Notgesetzes über die vorläufige Erhebung von Beiträgen zu einer künftigen Arbeitslosenversicherung (Bildung einer von einem paritätischen Ausschuß verwalteten Rücklage, die beim Aufhören der Erwerbslosenfürsorge und Inkrafttreten der Arbeitslosenversicherung zu Gebote steht), hat grundsätzlich die Zustimmung der beteiligten Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertreter gefunden unter den Voraussetzungen, daß außer den Beiträgen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer auch die entsprechenden Anteile des Reichs, der Länder und der Gemeinden in die Rücklage fließen, daß auch die in der Land- und Forstwirtschaft sowie im häuslichen Dienst Beschäftigten in den Kreis der versicherungspflichtigen Personen einbezogen werden, daß der paritätische Ausschuß bei dem Erlaß der Ausführungsvorschriften sowie der Bestimmungen über die Abführung der Beiträge zu einer einheitlichen Rücklage mitwirkt, daß das Notgesetz nur für eine beschränkte Zeit Gültigkeit hat und daß es mit dem Inkrafttreten des Gesetzes über die Arbeitslosenversicherung, spätestens aber am 1. Juli 1922, außer Kraft tritt, daß die Beiträge der Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf Grund des zu erlassenden Gesetzes nach der endgültigen Regelung nur auf die dann zu erhebenden Beiträge der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, nicht aber auf die Zuschüsse des Reiches, der Länder und der Gemeinden zu verrechnen sind.

*

- Die preußische Staatsregierung hat den Oberstaatsanwalt Kleibömer zum Polizeipräsidenten von Breslau ernannt.

- Die „Lippische Landeszeitung“ wurde vom belgischen Kommandeur in Düsseldorf auf drei Monate verboten.

- Der Kreistag des Kreises Ottweiler hat eine Entschließung gefaßt, in der gegen die abermalige Ausweisung des verantwortlichen Redakteurs der „Saarbrückener Volksstimme“ und die damit verbundene Beschränkung der Pressefreiheit protestiert wird.

- Im hessischen Landtag wurde der frühere Ministerpräsident Ulrich wieder zum Staatspräsidenten, der bisherige Justizminister von Brentano (Zentrum) zum Minister des Innern, der Abg. Henrich (Dem.) zum Finanzminister und der Abg. Raab (Soz.) zum Wirtschaftsminister gewählt.

Ausland.

- Das portugiesische Parlament ist aufgelöst worden. Neuwahlen sind auf den 2. Januar 1922 festgesetzt.

- Präsident Harding hat die Prägung besonderer Dollarstücke zum Gedächtnis an die Washingtoner Konferenz genehmigt.

- Der amerikanische Senat hat den vom Repräsentantenhause genehmigten Gesetzentwurf angenommen, durch den 20 Millionen Dollar zur Unterstützung für die Hungerleidenden in Rußland gewährt werden.

- Das französische Marineministerium gibt bekannt, daß eine Ziffer über Frankreichs künftige Flottenstärke noch nicht genannt worden sei.

- Am Montag wurde in Dublin die öffentliche Debatte des Sinnfein-Parlaments über das irisch-englische Friedensabkommen eröffnet.

- Der „Associated Preß“ wird aus Peking gemeldet, das gesamte chinesische Kabinett sei zurückgetreten.

Heimatliches.

Nastätten, 23. Dezember 1921.

☛ **Die heutige Ausgabe umfaßt 8 Seiten. Als besondere Weihnachtsgabe liegt für unsere Bezieher ein Wandkalender für 1922 bei. Neuhinzutretende Abonnenten erhalten den letzteren gegen Vorlage der Postquittung unentgeltlich in der Geschäftsstelle unseres Blattes.**

*— **Postschluß.** Am morgigen Samstag (24. Dezember) werden die Postschalter ausnahmsweise um 4 Uhr nachmittags schon geschlossen.

*— **Die Friseurgeschäfte** sind am ersten Weihnachtsfeiertage bis 12 Uhr mittags für die Bedienung der Kundschaft geöffnet. Am zweiten Feiertage bleiben sie geschlossen.

*— **Die Grippe** hat wieder einmal in der Bevölkerung ihren Einzug gehalten. Aus allen Teilen des Reiches werden zahlreiche Erkrankungen gemeldet. Vielfach treten die Fälle in Verbindung mit Lungenentzündung oder Nierenentzündung auf.

*— **Die Hausfrauen** werden erfreut sein über die Nachricht, daß in dieser Zeit der allgemeinen Teuerung die Nähgarnfabriken beschlossen haben, die Preise für Nähgarn bedeutend herabzusetzen.

*— **Christ der Retter ist da!** So tönt es alljährig in den deutschen Landen bei Arm und Reich, bei Hoch und Niedrig. Und auch in diesem Jahre soll trotz aller Not, die unser Volk bedrückt, helles Weihnachtslicht, Weihnachtsliebe und Weihnachtsfriede in die Herzen der Verlassenen, der Gesunkenen und Elenden getragen werden. Wir möchten den armen verirrten deutschen Mädchen auch diesmal wieder eine Weihnachtsfeier halten und auch den Insassen unserer Mädchenschutzheime, helles Weihnachtslicht strahlen lassen. Dazu muß uns jeder helfen. Wir brauchen Wäsche, Kleider, Schuhe, Strümpfe und all die vielen Kleinigkeiten fürs Leben. Und auch viel Geld. Weil alles so teuer geworden ist, müssen die Mittel reichlicher fließen. Gaben der Liebe sende man bitte an die Deutsche Mitternachtsmission e. V., Hamburg 5, Postscheckamt Hamburg Nr. 9201.

*

© **Miehlen,** 22. Dez. Gestern abend gegen 8 Uhr ertönte der Ruf: Feuer! Und im selben Moment stand die Scheune des Gastwirts Franz in Flammen. Durch das sofortige Eingreifen der Freiwilligen und Pflichtfeuerwehr unter ihrem Kommandanten, Herrn Uhrmachermeister Leuning, sowie der Pflichtfeuerwehren von Marienfels und Hunzel gelang es nach einiger Zeit das Feuer auf seinen Herd zu beschränken. 5 Klafter Holz, sowie ein Wagen und ein Schlitten, ferner 1 Faß Oel, den M.-K.-W. gehörend, wurden ein Raub der Flammen. Die Ursache des Feuerausbruchs ist noch unbekannt.

• **Lorch,** 22. Dez. Ein seltenes Jagdglück hatte Herr Weinhändler Heinrich Bauer von hier, indem es ihm gelang, am sog. Lorcher Wörth einen prächtigen wilden Schwan im Gewicht von 20 Pfund und einer Flügelspannweite von 2,33 Meter zu erlegen. Das Vorkommen wilder Schwäne bedeutet für die hiesige Gegend eine große Seltenheit. — (Schulstreik.) Hier schicken die katholischen Familien ihre Kinder nicht mehr zum Unterricht, weil die Regierung trotz des Protestes der Katholiken einen evangelischen Lehrer hierher überwiesen hat.

• **Wiesbaden,** 20. Dez. Der frühere Bürgermeister in Marxheim im Taunus, Adam Gustav Eckhardt, hatte Gelder, die er von der Lebensmittel-Einkaufsstelle in seiner Eigenschaft als Bürgermeister vereinnahmt, unterschlagen. Es waren Beträge von 2000, 4000, 500, 1100, 1400 und 47 Mark. Wegen Unterschlagung amtlicher Gelder in sechs Fällen erkannte die Strafkammer gegen ihn auf sechs Monate Gefängnis.

• **Höchst,** 21. Dez. In der Nacht zum Dienstag wurde in der unbewohnten Villa des Professors Hausman in Bad Soden ein großer Silberdiebstahl verübt. Die Diebe, die mit Nachschlüsseln in die Wohnung eindrangen, erbeuteten Silbersachen im Werte von 80000 Mark.

○ **Limburg,** 22. Dez. (Verschiedenes.) Die Bautätigkeit hat auch in diesem Jahre hier wieder lebhaft eingesetzt und werden im Laufe des Frühjahrs eine größere Anzahl Familienwohnungen in Neubauten fertiggestellt sein. Zur Behebung der Wohnungsnot, die hier noch sehr stark besteht, tritt in der Bautätigkeit der Limburger Spar- und Bauverein besonders tatkräftig in die Erscheinung. An der Straße Limburg—Freiendiez—Diez berühren sich die gegenseitigen Grenzen durch Häuserreihen schon sehr nahe. — Die hiesige Eisenbahn-Hauptwerkstätte beschäftigt gegenwärtig 1910 Arbeiter, gegenüber 925 vor dem Kriege und 3100 nach dem Kriege. Bei Schließung der Werkstätte im Februar 1920 trat eine Verminderung der Arbeiterschaft um 1200 Köpfe ein. Die Arbeiten in der Werkstätte zur Wiederherstellung der Lokomotiven und Wagen werden durchgängig im Gedingeverfahren ausgeführt und herrscht dabei lebhafte Tätigkeit, zumal ein nicht unerheblicher Lohn-Mehrverdienst damit verbunden ist. — Anläßlich der Weihnachtsfeiertage hat die Stadtverwaltung für die Kriegerwitwen und Waisen eine Spende von 5000 Mark zur Verteilung gebracht. Auch wird die Wohltätigkeit durch hiesige Vereine in der Fürsorge für die Bedürftigen hier sehr rege betrieben, insbesondere durch die Frauen-Vereine. So hatte ein zum Besten des Evangl. Diakonissenheims Limburg veranstalteter zweitägiger Bazar für die gute Sache einen Reinertrag von 36000 Mark erzielt. Auch durch eine Sammlung der katholischen und evangelischen Geistlichkeit zwecks Lieferung von Kartoffeln für die Armen ihrer Gemeinden, wurde manche Not gelindert.

fpd. **Dillenburg,** 22. Dez. Ein ungenannter Einwohner spendete für die Armen der Stadt 2000 Mark. Von dem Gelde sollen Kleidungsstücke beschafft werden.

fpd. **Höhn,** 22. Dez. Zwischen Burschen aus Höhn und Stockum entstand um die Dorfschönen eine Messerstecherei, wobei ein 17jähriger Bursche durch mehrere Lungenstiche lebensgefährlich, und einige andere Personen, die den Streit schlichten wollten, leichter verletzt wurden.

Vermischtes.

* **Die Sturmverheerungen in Dänemark.** Der Nordwestorkan hat auch in Dänemark und Schweden furchtbare Verwüstungen angerichtet. Weite Landstrecken sind überschwemmt worden, wobei viele Gehöfte stellenweise bis zum Dach von den Fluten untergraben wurden und einstürzten. Die Bewohner sind in Booten gerettet worden, doch ist viel Vieh ertrunken. Zahlreiche Häuser wurden vom Sturm umgerissen. Bei Helsingör ist eine Anzahl Villen und Fischerhäuser mit der herabstürzenden Böschung im Meer verschwunden. Die Wege an der Küste sind unfahrbar. In Kopenhagen steht in einzelnen Stadtteilen das Wasser so hoch, daß die Bewohner Kähne benützen müssen. Viele Dampfer treiben steuerlos in den dänischen Gewässern umher, und aus allen Gegenden kommen Meldungen von Strandungen, darunter auch von mehreren deutschen Schiffen. Die Fährschiffverbindung zwischen Gjedser und Warnemünde konnte am Sonntag nicht aufrechterhalten werden. Die Zahl der bei dem Orkan Umgekommenen ist noch nicht festgestellt.

* **Das Bombenattentat auf das Bankhaus Morgan** in Neuyork ist jetzt durch die Verhaftung eines gewissen Lindenfels zum Teil aufgeklärt worden. Wie aus Neuyork gemeldet wird, soll Lindenfels ein vollständiges Geständnis abgelegt haben. Er soll die Namen der Verschwörer genannt haben, die den Plan zu dem Bombenanschlag entwarfen. Ferner soll er die Adresse angegeben haben, wo die Bombe angefertigt wurde, desgleichen die Neuyorker Adresse der Verschwörer; diese hätten aber zum größten Teil das Land schon verlassen. Lindenfels erklärte, daß die Bombe für Morgan bestimmt gewesen wäre; sie sei aber zu früh explodiert. Eine der Hauptschuldigen soll eine Frau gewesen sein, die aus einem Fenster gegenüber von Morgans Kontor die Bewegungen des Millionärs täglich beobachtete. Nach ihren Angaben wurde die Zeit für die Explosion festgesetzt. Die Bombe ist aber eine Viertelstunde zu früh geplatzt. Auch der Lenker des Wagens hat „versagt“, weil er den Wagen nicht nahe genug an das Kontor Morgans heransteuerte. Lindenfels erklärte, daß jeder der Verschwörer 30000 Dollar erhalten sollte, und daß dieses Geld von der dritten Internationale in Moskau stamme. Fünf Verschwörer hätten das Geld tatsächlich erhalten; diese befänden sich jetzt in Europa.

* **Nach dem Machtwort der Entente** ist jetzt wieder ein Wahrzeichen deutscher Kraft und deutschen Willens vernichtet worden. Die große Luftschiffhalle in Hamburg-Fuhlsbüttel ist jetzt vollständig zerstört. Nachdem infolge des Sturmes in der Nacht zum 19. Dezember etwa ein Drittel der noch stehenden Teile der Fuhlsbütteler Luftschiffhalle zusammengestürzt war, wurden am Montag mittag die Sprengungen fortgesetzt. Nach dem dritten Sprengversuch stürzten alle noch stehenden Teile der Halle in sich zusammen. Nur noch ein großer Trümmerhaufen ist von der Halle übriggeblieben.

* **Ein deutscher Arzt in Rußland gestorben.** Der Arzt der deutschen Hilfsexpedition Dr. Gärtner ist in Kasak im russischen Hungergebiet am Flecktyphus gestorben. Die Sowjetpresse widmet dem Verstorbenen längere warme Nachrufe. Sie weist darauf hin, daß der Tod dieses Mannes das Gewissen aller in Deutschland im Luxus lebenden und das Hungerelend an der Wolga gleichgültig Betrachtenden wecken möge.

* **Die Strandmauer in Westerland eingestürzt.** Die in diesem Frühjahr mit einem Kostenaufwand von 1 Million Mark neu hergerichtete Strandmauer von Westerland auf Sylt ist zum größten Teil eingestürzt infolge des Sturmes und des außergewöhnlich hohen Wasserstandes.

* **Der Bußtag auch in Braunschweig aufgehoben.** Die braunschweigische Landesversammlung hat mit 29 Stimmen der Linken gegen 27 Stimmen der Rechten beschlossen, den 9. November als gesetzlichen Feiertag zu erklären und den Bußtag als gesetzlichen Feiertag aufzuheben.

○ **Die Weihnachtsferien haben kurz** vor dem Feste begonnen. Die Ungeduld der Jugend braucht also nicht lange auf die Probe gestellt zu werden. Ueber diesen allerletzten Tagen vor Weihnachten schwebt trotz aller Unruhe und bänglicher Erwartung, ob denn nun alles auf die Stunde klappen und fertig sein wird, doch stets etwas vom holden Frieden und der wunderbaren Eintracht der Feiertage. Die Kinder zeigen sich von der besten Seite und die Hausangestellte war nie so sehr eine Perle, wie in diesen Tagen. Freilich, wenn die Kerzen am Tannenbaum erlöschen, riß auch schon oft der holde Wahn entzwei: wenn der Weihnachtsmann etwas vergaß, gibt es schon am nächsten Tage mit dem Chor der Freundinnenn einen großen Diskurs. Daß in diesen teuren Zeiten nicht alles nach dem mehr oder minder deutlichen Wunschzettel gespendet werden kann, wird leicht vergessen. Wenn über all den Wünschen nicht liebevolle und teilnehmende Herzen schlagen, sind sie ja doch nur Federvölkchen am Horizont unseres Daseins.

○ **So voll wie in der letzten Woche** waren die Briefkästen seit langem nicht mehr. Man merkte es bei dem Hineinwerfen von Sendungen, daß die Kästen sehr gefüllt waren. Der Grund ist nicht nur das nahe Weihnachtsfest, sondern eher noch die wahrscheinlich am 1. Januar einsetzende Portoerhöhung. Da nimmt denn auch ein säumiger Briefschreiber die Gelegenheit wahr, alte Briefschulden abzutragen. Tritt die Portoerhöhung zum 1. Januar ein, so würde also voraussichtlich Silvester Mitternacht die Schlußleerung der Briefkasten zum alten Porto erfolgen.

*

£ **Der Stand der Mark.** Es kosteten nach den amtlichen Notierungen der Berliner Börse am

		21. 12.	20. 12.	1914
100	holl. Gulden	6293	6343	167,— M.
100	belg. Franken	1836	1851	80,— „
100	dänische Kronen	3556	3646	112,— „
100	schwed. Kronen	4355	4355	112,— „
100	ital. Lire	779	794	80,— „
1	engl. Pfund	731	731	20,— „
1	Dollar	172	174	4,20 „
100	franz. Franken	1393	1411	80,— „
100	schweiz. Franken	3366	3503	80,— „
100	tschech. Kronen	282	221	—,— „

Bekanntmachung.

Auf Anordnung der Besatzungsbehörde hat eine Bestandsaufnahme der Pferde und Maulesel jeden Alters, sowie der Last- und Personenkraftwagen stattzufinden. Es werden daher sämtliche Pferde- und Kraftwagenbesitzer aufgefordert, bis Ende Dezember ds. Js. ihre Pferde bezw. Kraftwagen in eine auf dem Bürgermeisteramt (Sekretariat) offenliegende Liste eintragen zu lassen. Nichtbefolgung zieht Bestrafung nach sich.

Nastätten, den 12. Dezember 1921.

Der Bürgermeister: Wasserloos.

Bekanntmachung
betr. Festsetzung des Ortslohnes.

Unter Aufhebung der Bekanntmachung vom 18. Dezember 1920 (Regierungsamtsblatt Nr. 52, Seite 345) wird auf Grund der §§ 149 und 150 der Reichsversicherungsordnung das ortsübliche Tageentgeld gewöhnlicher Tagearbeiter (Ortslohn) für den Regierungsbezirk Wiesbaden für die Zeit vom 1. Januar 1922 ab wie folgt festgesetzt:

Für den Regierungsamtsbezirk	Festsetzung für folgende Personen: a) männliche: über 21 Jahre ℳ	a) männliche: von 16 bis 21 Jahren ℳ	a) männliche: unter 16 Jahren ℳ	b) weibliche: über 21 Jahre ℳ	b) weibliche: von 16 bis 21 Jahren ℳ	b) weibliche: unter 16 Jahren ℳ
St. Goarshausen	28	21	15	20	15	10

Wiesbaden, den 24. Oktober 1921.

Das Oberversicherungsamt.

Wird veröffentlicht:

Nastätten, den 12. Dezember 1921.

Der Bürgermeister: Wasserloos.

Gebührenordnung für die Schornsteinfeger.

Auf Grund des § 77 der Reichsgewerbeordnung in der Fassung des Gesetzes vom 26. Juli 1900 wird für den Gewerbebetrieb der Schornsteinfeger folgende Gebührenordnung erlassen:

1. Für das einmalige Kehren:

a) eines besteigbaren Schornsteins für das 1. Stockwerk 2 Mark, für jeden weiteren Stock 0,50 Mark mehr,

b) eines russischen Schornsteins für das 1. Stockwerk 1,50 Mark und für jeden weiteren Stock 0,50 Mark mehr,

c) eines auf einem Schornstein aufgesetzten Rohres oder Ventilationsaufsatzes bis zu einem Meter 0,50 Mark für jeden weiteren Meter 0,25 Mark mehr,

d) eines Schornsteines für gewerbliche Zwecke wie Bäckereien (auch in Privat- und Gemeindebackhäusern), Brauereien, Brennereien, Wäschereien usw. für das 1. Stockwerk 3 Mark und für jedes weitere Stockwerk 0,50 Mark mehr,

e) eines Zentralfeuerungsschornsteins in einem Ein- bis Drei-Familienhaus 5 Mark, in größeren Gebäuden 8 Mark. Als Stockwerk sind zu berechnen sämtliche Geschosse, die der Schornstein durchläuft, auch Dach- und Kellergeschosse. Werden aufgesetzte Schornsteine von den darunter liegenden Stockwerken benutzt, so rechnen sie von dem Stockwerk an, von welchem sie Benutzung finden. Bei freistehenden Schornsteinen und solchen, die höher als 1,50 Meter über die Dachfläche aufgeführt sind, werden bis zu je 3 Meter Schornsteinhöhe für einen Stock gerechnet, desgleichen werden bei solchen Dachgeschossen bis zu je 3 Meter Speicherhöhe als erstes Stockwerk berechnet.

2. Für das einmalige Ausbrennen eines Schornsteins 2 Mark, außerdem sind die tarifmäßigen Gebühren für die unmittelbar darauf vorzunehmende Reinigung zu entrichten. Das zum Ausbrennen erforderliche Material wie Stroh usw. muß dem Schornsteinfeger geliefert oder vergütet werden.

3. Bei Inanspruchnahme außer der regelmäßigen Periode stehen den Schornsteinfegern im Wohnort bis zu 2 Kilometern 3 Mk. zu, nach auswärts über 2 Kilometer vom Wohnort 8 Mark. Außerdem sind die tarifmäßigen Gebühren fftr. die Schornsteinreinigung zu entrichten.

4. Bei Begutachtungen in Gebäuden bis 4 Schornsteine 12 Mk., für jeden weiteren Schornstein 2 Mark mehr neben den Ganggebühren.

5. Bei Reinigung der Schornsteine zur Nachtzeit im Sommer, vom 1. April bis 30. September vor morgens 7 Uhr und im Winter vom 1. Oktober bis 31. März vor morgens 8 Uhr sind die doppelten Gebühren zu entrichten.

6. Die Einigung über die Gebühren der Reinigung von freistehenden Fabrikschornsteinen bleibt den Beteiligten überlassen. Wird eine Einigung nicht erzielt, so entscheidet die untere Verwaltungsbehörde.

Die Gebührenordnung vom 30. November 1920 tritt mit dem 11. Dezember ds. Js. außer Kraft.

St. Goarshausen, den 7. Dezember 1921.

Der Landrat: gez. Niewöhner.

Wird veröffentlicht:

Nastätten, den 17. Dezember 1921.

Der Bürgermeister: Wasserloos.

Unterhaltung der Straßen bei Nastätten u. Holzhausen.

Die **Anlieferung** bezw. das **Brechen,** die **Anfuhr** und das **Zerkleinern** von:

76 cbm Grauwacke und
31 cbm Bindekies

soll öffentlich verdungen werden.

Die Angebote sind schriftlich, verschlossen und postfrei bis zu dem auf

Mittwoch, den 28. Dezember ds. Js.,
vormittags 11 Uhr

anberaumten Eröffnungstermine dem unterzeichneten Landesbauamte einzureichen.

Die Bedingungen liegen hier auf dem Bauamte und auch bei den Landeswegemeistern in Holzhausen a. d. H. und in Nastätten zur Einsichtnahme aus.

Ebendaher sind **die zu den Angeboten zu benutzenden Formulare mit Briefumschlag** zum Preise von 50 Pfg. für jede Strecke zu beziehen.

Zuschlagfrist: 4 Wochen.

Oberlahnstein, den 20. Dezember 1921.

Landesbauamt.

Statt Karten!

Die Verlobung ihrer Kinder Hedwig und Willi beehren sich anzuzeigen

Pfarrer Fr. Sauer und Frau
Luise geb. Piscator
Rektor W. Merten u. Frau
Lina geb. Lucas

Nastätten / Biebrich — Weihnachten 1921.

Hedwig Sauer
Willi Merten
Kandidat der Theologie
Verlobte

Nastätten (Taunus) — Biebrich a. Rhein
Weihnachten 1921.

Die Verlobung seiner Tochter Hedwig mit dem Gemeindeförster Herrn Fritz Lange beehrt sich anzuzeigen

Louis Rück.

Nastätten, Weihnachten 1921.

Seine Verlobung mit Fräulein Hedwig Rück beehrt sich anzuzeigen

Fritz Lange,
Gem.-Förster.

Nastätten, Weihnachten 1921.

Ia. Speise-Oel
per Liter 33.— Mark
Ia. Tafel-Margarine
per Pfund 22,50 Mark
empfiehlt
Kaufhaus Salomon Stern
Nastätten :: Hauptstraße.

Bartcreme
Bartbinden
Bartwasser
Bartkämme
Bartklammern
empfiehlt
Friseurgeschäft Anton Kern
Nastätten : Hauptstraße.

Klavier-
Stimmen
Reparieren
Eintausch
Vermieten
Transporte
besorgt zuverlässig
C. Mand
Coblenz
Schloßstr. 36/38
Tel. 5

Verkaufe so lange Vorrat:
Weihnachtskerzen
weiß
1 Karton . . . Mk. 6.—
1 Stück . . . 20 Pfg.
Hch. Schenck, Nastätten.

Prima
1921er
über die Feiertage im Ausschank.
Bahnhof-Restaurant.

Echt bayrischen
Malz-Zucker
empfiehlt
G. Bleutge, Drogenhandlung.

Feinster Honigkuchen
per Pfund 10.— Mark
Ia. Braunschweiger Lebkuchen
(mit Zitronat und Orangeat)
per Pfund 12.— Mark
empfiehlt
Cafe Haxel, Nastätten
(Nähe Bahnhof).

Kunst-Honig
frisch eingetroffen.
Ed. Schüler, Nastätten.

Turn-Verein Nastätten
(eingetr. Verein).

Am **zweiten Weihnachtsfeiertage** findet in der Turnhalle

Großer
Unterhaltungsabend mit Ball

statt. Das Programm besteht aus: turnerischen Aufführungen, Marmorgruppen, Pyramiden, Freiübungen der Knabenriege und humoristischen Vorträgen.

Eintritt 5.— Mark (mit Steuer).

Kasseneröffnung 6½ Uhr. — Anfang pünktl. 7½ Uhr.

Es ladet höfl. ein — Der Vorstand.

Turn-Verein an der Holzhausen Haide

veranstaltet am

2. Weihnachtsfeiertage (26. Dez.)

im neugedielten Saale des Gastwirtes Ph. Fuhr einen

Theater-Abend mit BALL.

Zur Vorführung gelangen:

1. **„Der Meineidbauer"**
Volksstück in 4 Aufzügen von Ludwig Anzengruber.
2. „Wenn der Chef verreist ist"
Schwank in 1 Aufzug von Siegfried Philippi.

Die Musik wird ausgeführt von der bekannten Kapelle Urbar (Streich- und Blechmusik).

Kasseneröffnung 6 Uhr. — Anfang pünktl. 7 Uhr.

Preise der Plätze:
Nummerierter Platz 6 Mark, nichtnummerierter Platz 3 Mark.

Um geneigten Zuspruch bittet — Der Vorstand.

Neu eingetroffen:
Milch-Zentrifugen
unsere bekannten bewährten Marken
zu den noch billigsten Preisen.
Kaufhaus Salomon Stern, Nastätten.

Ein gutes Buch

sollte für jeden Angehörigen, für jeden Hausgenossen auf dem Weihnachtstisch liegen. Das gute Buch ist immer billig und im Verhältnis zu anderen Gegenständen viel weniger im Preise gestiegen, und daher immer noch das beste und schönste Weihnachtsgeschenk. Größte Auswahl finden Sie bis zum letzten Augenblick in der

Müllerschen Buchhandlung, Nastätten.

Habe noch Auswahl!

in passenden Weihnachtsgeschenken, wie: mod. Garnituren, Spangen, Pfeile u. s. w., weiße Frisiergarnituren, sowie Haar-Bürsten und -Kämme in weiß und schwarz, Seifen und Parfümerien in Kartons und einzeln, Rasierapparate und vollständige Rasier-Garnituren sehr preiswert noch vorrätig, sowie sämtliche Toilette-Artikel.

Damen- und Herrenfriseurgeschäft Spriestersbach
(an der ev. Kirche) **Nastätten** (an der ev. Kirche)

Schafhalterei-Verein Nastätten.

Montag, den 2. Januar 1922, abends 8 Uhr

General-Versammlung

im Gasthaus „Zur Sonne".

Tages-Ordnung:
1. Jahresbericht;
2. Rechnungsablage;
3. Neuwahl des Vorstandes;
4. Zusatz zu § 5 der Statuten;
5. Wünsche und Anträge.

Da der Weidebetrieb sich nicht mehr lohnt, werden zwecks weiterer Beschlußfassung die Mitglieder gebeten, recht zahlreich zu erscheinen.

Der Vorstand.

Möbl. Zimmer
zu vermieten. Näheres in der Geschäftsstelle ds. Blattes.

Etwas angefrorene
Kartoffeln
(zu Futterzwecken geeignet) gibt ab
W. Gill und A. Aronthal.

Zirka 20–25 Zentner
Heu
sowie **2 Kessel** und **1 Kesselmantel** zu verkaufen. **Frau Wwe. Haas**
Holzhausen.

Junge HUNDE
zu verkaufen. **Strüth,** Haus Nr. 64.

Milchzucker
Soxleth's Nährzucker
Kindermehle
zu haben in der
Amts-Apotheke Nastätten.

Reichardt's
Schokoladen, Kakao und Pralinen
eingetroffen!
Konditorei Haxel
Nastätten (Nähe Bahnhof).

Zucker
eingetroffen.
H. J. Peters, Nastätten.

Für die Feiertage
Kokosnuß-Makronen
Weinbrand-Bohnen
Buttergebäck, große Auswahl in Schokoladen
empfiehlt
Konditorei Ackermann,
Nastätten — Telefon 78.

Feinste große Rollmöpse
fst. Limburger Rahmkäse
eingetroffen!
Ed. Schüler, Nastätten.

Für Kranke:
„Cauber Rotwein"
in 1/1- und 1/2-Flaschen.
„Hotel Früh", Miehlen.

Diskr. Ehean bahnung
für Landwirtstöchter, Witwen, Dienstmädchen, sowie Damen und Herren aller Stände, in jedem Alter, durch
Nikol. Theisen, Coblenz
Pfuhlg. 2 b. (1 Mark beilegen).

Zu Weihnachten und Sylvester:
Kognak u. Liköre
(Marke Scherer, Scharlachberg u. a.)
in 1/1-, 1/2- und 1/4-Flaschen
Scherers Original-Jamaika-Rum u. Verschnitte
in 1/1-, 1/2- und 1/4-Flaschen
Scherers Original-Batavia-Arrak u. Verschnitte
in 1/1-, 1/2- und 1/4-Flaschen
Weiß- u. Rotwein
sowie
Obstschaumwein
empfiehlt
Konditorei Haxel, Nastätten

Weihnachten 1921.

Und ob auch unsere Herzen blaten
Und trauern tief im bittern Leid,
Es geht ein Klang durch diese Tage
Voll süßer Hoffnungsseligkeit.
Die lieben alten Lieder klingen
Aus frommem, kinderreinem Sinn,
Und Bilder längst vergangner Tage,
Sie ziehn vor unsrer Seele hin.
Wir sehen uns als Kinder wieder
Mit Mutter unterm Tannebaum.
Auf goldnen Flügeln schwebt hernieder
Das Christkind aus dem Himmelsraum.
Und vor ihm zieht den vollen Karren
Mit Wunderdingen aller Art
Der Weihnachtsmann, der gute Alte,
Und lacht in seinen weißen Bart.
O schöne Zeit! Uns brennt im Herzen
Die Sehnsucht, die uns nie verläßt.
Wir halten dich mit ganzer Seele,
Du liebes deutsches Weihnachtsfest.

Johann Beyer.

Tannenzweige.

Novellette von Lenelotte Winfeld.
(Nachdruck verboten.)

In das Fenster strahlt — in der Fassung der rosig überhauchten Wolken einem riesigen, durchsichtigen Saphir gleich, — der von Sturm und Schnee kalt-klar gewaschene Himmel. Vom Klosterturm, dessen Spitze sich drohend und schwarz in den blauen Zenith einzubohren scheint, wehen halbverwischte Glockenklänge. Irgendwo im Hause tönt die altmodische, silbern-stille Weise einer Spieluhr aus Großmutters Zeiten.

Im Zimmer duften die Tannenzweige. Ueberall stehen sie, in Vasen und Schalen, auf Tischchen, Etageren, und purpurne Beeren der Ebereschen schmiegen sich kosend in die feinen grünen Nadeln. Weihnachtsträume schaukeln sich auf den Tannenzweigen.

Die Frau in langem, weichem Hauskleid, deren Hand streichelnd über den Strauß vor ihr auf dem Schreibtisch gleitet, ist ganz im Bann dieser Träume. Bewußt hat sie den Weihnachtszauber heraufbeschworen.

Bei ihrer Wanderung über Feld, auf der sie im Kampf gegen den heulenden Wind etwas wie Befreiung von der Melancholie erlangt, die Grundstimmung ihrer Seele geworden, begegnete ihr der Wagen mit den Tannenzweigen. Der Wind hüllte sie in eine Wolke von harzigem Waldgeruch, und sie dachte plötzlich daran, daß es nun bald Weihnachten ist. Weihnachten — so ganz anders wie im vorigen Jahre. Wie eine warme Welle flutete da Sehnsucht über sie hin. Sehnsucht — wenigstens träumend etwas wie Vorweihnachtsglück zu genießen. Das Fest selbst würde ihr ja doch nur Bitterkeit und Trauer bringen.

Sie erstand eine ganze Ladung der grünen Weihnachtsboten.

Das blasse Stimmchen der Spieluhr ist verstummt. Kinderfüße trappeln vorm Fenster im Schnee, entfernen sich in lustigem Staktato die Straße hinauf. Eine Frauenstimme singt in der Küche ein paar Takte: „O du fröhliche, o du selige —“ Dann Stille. Bedächtig tickt die Uhr auf dem Schreibtisch. — Zwischen den duftenden Zweigen schwebt Erinnerung her und hin. Flüsternd neigt sie sich über die träumende Frau.

„Weißt du noch? — Im vorigen Jahr war jetzt gerade der große Umzug, der dich so verdroß. Wie du weintest, das Fest nicht in der kleinen, dir liebgewordenen Stadt verleben zu dürfen. So hart traf dich der Versetzungsbefehl. — Und die weite Reise mit den Kindern im Winter?“

Die Erinnerung schweigt eine Weile. Denn die lauschende Frau ist sehr bleich geworden und hat den Kopf tief auf den Zweig in ihrer Hand sinken lassen. — Dann beginnt sie wieder, schmeichelnd, tröstend:

„Aber dein Mann — du weißt doch, was für ein sonniges Gemüt er hat — nahm dir unverdrossen alle Last ab. Wie sorglich er die Reise vorbereitete — du streiftest trotzdem dein Mürrischsein nicht ab. —

Einen Tag vor Weihnachten kamt Ihr in der fremden Stadt an. Du hattest keine Lust, in Eile eine Bescherung zu improvisieren. Trübe, untätig, saßest du am Heiligabend mit den wundernden, traurigen Kindern in der unaufgewärmten Stube zwischen Bettsack und ungeöffneten Kisten. — Da sprang dein Mann herein. In der einen Hand hielt er einen Strauß prächtiger Rosen, in der anderen ein brennendes Tannenbäumchen. —

Weißt du noch, wie seine Fröhlichkeit ansteckend wirkte? Wie die Kinder plötzlich jubelten, du selbst unter Tränen zu lächeln begannst und ihr schließlich noch — trotz der Ungemütlichkeit der neuen Wohnung — das gesegnetste aller Feste feiern konntet?“

Die Erinnerung schweigt wieder, diesmal lächelnd. Denn auf dem Gesicht der Frau liegt ein Abglanz von Freude. — Nur zögernd fährt sie fort zu sprechen.

„Dann kam das Schreckliche. Deine beiden Lieblinge wurden dir nacheinander durch den Tod entrissen. Wie hättest du — ohne zu verzweifeln — den Schmerz tragen sollen, hätte nicht dein Mann mit seiner reichen Herzensgüte dich zu trösten verstanden? — Daß trotzdem später eine Entfremdung zwischen euch — — —“

Die Erinnerung verstummt und flattert erschreckt davon. — Die Frau hat sich zürnend erhoben.

„Ich will nicht daran denken, daß er jetzt — wahrscheinlich einer andern gehört, mit ihr die Vorfreude des Festes genießt, und der „Geschiedenen“ wohl nur voller Mitleid gedenkt.“

Sie tritt ans Fenster und zerpflückt in zorniger Qual die feingliedrigen Aestchen des Straußes in ihrer Hand. Sie lehnt die heiße Stirn an die Scheiben. — In schimmerndes Weiß dehnt sich vor ihr das Schneefeld. Nichts in der großen Weite, woran der Blick sich wund stößt. Am Horizont, wo die in Sonnengold getauchten Wolken die Erde küssen, ein seltsam hoffnungsvolles Glühen, als wäre es nun vorbei mit Not und Dunkel der lichtlosen Tage. Heimlich frohe Gedanken scheinen in der still gewordenen Luft zu hängen. Ein Warten: „Die Sonn' geht wieder in d' Höh' —“ ist deutlich dem Landschaftsbilde aufgeprägt.

Durch die Seele der Einsamen irrt ein Weinen: Ihre Sonne geht nimmermehr in die Höh'! — —

Die leere weiße Straße herauf, die das Feld durchschneidet, bewegt sich ein schwarzer Punkt. Die Frau am Fenster beobachtet sein Näherkommen anfangs ohne Interesse. Dann muß sie trotz ihres Kummers lächeln. Wie ameisenklein ist doch der Mensch, aus der Vogelperspektive gesehen. „Und so klein ist auch nur mein Leid, das ich so schwer nehme — —“

Der Näherkommende trägt etwas in der Hand. Zweige sind's, die seinen Kopf beschatten. „Der Birnamwald rückt auf Dunsinan heran,“ zitiert die Einsame lächelnd ihren Shakespeare. Sie wundert sich selbst über ihr Lächeln. Hat die Weihnachtsvorfreude der Natur suggestiv auf sie eingewirkt? —

Der Mann mit den Zweigen ist jetzt der Hausecke gegenüber. Etwas in seinen Bewegungen weckt von neuem wehe Erinnerung in der Seele der Frau. Sie tritt vom Fenster zurück und beginnt, die Tannensträuße aus den Vasen zu nehmen. Der Traum ist aus! Nichts soll sie mehr an Weihnachten mahnen. — Einen Berg von Zweigen hat sie geschichtet — da schrillt die Klingel. Die Frau hört die Schritte des Mädchens im Gange, das Oeffnen der Tür, und dann — eine Stimme. —

Sie muß sich setzen. Ihre Glieder zittern. Alles ist so unwirklich. Sie greift in das stachlige Grün, als müsse sie sich daran festhalten. Nach leisem Klopfen geht die Tür auf. —

Der Mann mit den Tannenzweigen steht vor ihr — — ihr Mann! — Ueberrascht atmet er den herben Duft im Zimmer. Dann legt er seine Zweige zu den andern am Boden und nimmt die schlanke Frau wie selbstverständlich in seine Arme.

„Ich brachte Tannenzweige mit, um dir Weihnachtsstimmung zu machen. Aber ich sehe: Du hast sie schon.“

Und als sie bebend schweigt, nur zaghaft fragend und doch voll inniger Liebe sein schmal gewordenes Gesicht, sein an den Schläfen ergrautes Haar betrachtend, kommt das alte, sonnige Leuchten wieder in seine Augen.

„Ja, dachtest du denn, ich könnte Weihnachten ohne dich verleben? — Lange genug habe ich mit mir gekämpft. Aber sag' selbst: waren wir nicht rechte Toren?“

Da schlingt sie aufjubelnd die Arme um seinen Hals.

Der Strandräuber.

Eine Weihnachtsskizze, dem Leben nacherzählt von L. Ewald.
(Nachdruck verboten.)

„Hedwig, Hete! Wo steckt sie denn, Mutting!“

„Sie schmückt den Tannenbaum aus!“

„Aha, da darf man wohl nicht stören!“

„Warum denn nicht? Bist doch kein Schulboy mehr, Werner!“

„Das freilich nicht, kleine Mutti! Doch gebüffelt wird noch immer, und nicht schlecht dazu!“

„Auch das wird 'mal ein Ende nehmen, wenn's auch noch ein Weilchen Zeit hat!“

„Du scheinst dich dessen zu freuen?“

„Und ob! Bin so froh, euch noch beide bei mir zu haben. Werde euch, für mich noch viel zu früh, schon noch ziehen lassen müssen.“

„Darum hast du wohl auch der Hete nicht zugeredet, als Willy Grundmann sie zum Weibe begehrte.“

„Darum nicht! Es geht meinen Ansichten zuwider, zwei für das Leben zusammen zu reden. Zur Lebensreise muß eben Herz und Kopf der Beteiligten den Ausschlag geben.“

„Ob Hete schon einen andern gern hat? Hätte den wohlsituierten Bankbeamten gern zum Schwager gehabt. — Sie kommt mir nämlich seit ihrer Sommerreise an den Ostseestrand so verändert vor.“

„Ist dir das auch aufgefallen, Werner? Sie tut ja alles, was man von ihr verlangt, aber ihre Munterkeit ist gewichen. Singt sie jetzt, so sind es schwermütige Weisen. Oft sitzt sie auch gedankenversunken vor ihrer Näh- oder Stickarbeit und blickt verwirrt empor, wenn man sie anredet. Ich habe schon an Tante Julie geschrieben und angefragt, ob sich dort etwas zugetragen hat, das die Aenderung veranlaßt haben könnte.“

„Hat sie dir schon darauf geantwortet?“

„Allerdings. Da ist der Brief. Sie weiß auch nichts darüber zu sagen. Hoffentlich entwickelt sich kein Körperleiden in ihr.“

„Bewahre, so viel verstehe ich als cand. med. auch schon davon. Gesund ist sie — nur hinterhaltig uns gegenüber.“

„Das war sie doch nie!“

„Tempora mutantur, Mutting, sagt der Lateiner.“

*

Während Mutter und Sohn so konferieren, sitzt die, über die geredet wird, hoch oben auf der Trittleiter. Sie ist mit ihrem Werke nicht sehr zufrieden und will eben noch einige Aenderungen vornehmen.

Leider hat sie auch verabsäumt, den alten Weihnachtsspruch: Ehre sei Gott in der Höhe, den ihr lieber, seliger Vater einst für die Kinder farbenprächtig auf ein feingeschnittenes Kartontäfelchen gemalt hatte, an der Spitze zu befestigen. Das aber mußte jedenfalls nachgeholt werden, das hätte Mutter sonst sicher gerügt. Sie gab ihr sei. dem Sommer doch schon viel zu oft Anlaß zum Tadel. Ach ja, dieser Sommer hatte sie arg verändert! Ein Glück nur, daß Tante Julchen so vertrauensselig war und sie stets allein an den Strand gehen ließ. —

Welch' ein farbenprächtig wechselndes daseinfrohes Bild hatte der bei dem andauernd schönen Sommerwetter geboten! Hete schließt unwillkürlich die Augen, damit die Erinnerung daran durch keine Außeneindrücke beeinträchtigt werde. Nun sieht sie ihn wieder, wie er sich gleich am zweiten Tage zu ihr in die Sandmulde gesetzt hatte, so frei und frank, als könne es nicht anders sein. Sie war allemal wie gebannt gewesen, wenn er bei ihr weilte! —

Fieberhaft erwartete sie täglich seine Ankunft. Glücklich leuchtete es in ihren Augen auf, wenn seine stattliche Gestalt in der Ferne erschien, und sehnsüchtig schaute sie ihm nach, wenn er nach einem Plauderstündchen sich entfernte. O, wie konnte er plaudern — es war nicht die Alltagsplauderei, deren Eindruck mit der Stunde des Entstehens verweht, — sie ließ, trotz der sonnigen Heiterkeit dabei, nie eine ernstere Färbung sittlicher Höhe und ethischen Fühlens vermissen. Etwas dozierend war seine Art. Sie wirkte indessen durchaus nicht verletzend, sie erregte dankbares Empfinden in der Hörerin. So licht war ihr die Welt gewesen, sie hatte sich so überselig gefühlt, daß selbst all die andern Stunden in diesen Wochen ihr von reicherem Inhalt dünkten, wie sonst; sie bildeten gleichsam die Vorbereitung zum Brennpunkt des Tages, oder sie versetzten ihre Seele in Schwingungen, wie die Saiten einer Aeolsharfe, durch die der Wind streicht, — ein Denken an die Worte, die er an dem Tage gesprochen hatte. Was er im Leben war, wo er wohnte, wie er hieß, wußte sie nicht. Er hatte auch nie nach ihren Personalien gefragt. Es war so, als wenn beide sich vor solchen Fragen scheuten, die den Nimbus der Romantik, der sich um ihr Zweisein wob, zerstört hätten. Als dann der Tag gekommen, der die Scheidung bringen sollte, hatte er sie gebeten, mit ihm in den nahen Dünenwald zu wandern. So waren sie beide durch die harzig duftende Kiefernheide geschritten, schweigsam, Hand in Hand — wie zwei Kinder — einander führend. Ein wonnig Weh war's, weil die Abschiedsstunde nahte!

„Nie werde ich diese Tage vergessen,“ sprach er, plötzlich stehen bleibend, und zog die bebende Hand, die er hielt, an seine Lippen.

Es durchschauerte sie heiß. „Ich gewiß nicht!“ sagte sie bestätigend.

„Nenne mich Robert, nur ein einziges Mal, bitte!“

„Ich heiße Hedwig,“ entgegnete sie schlicht.

„Hete, liebe Hete!“ rief er leidenschaftlich.

„Robert!“ gab sie zagend zurück.

Leise legte er nach ihrer schüchternen Namensnennung nur seinen Arm um ihre feine Taille und beugte sich zu ihr nieder. Zwei bebende Lippen fanden sich zum ersten Kuß. — Sachte ließ er sie wieder aus seinen Armen gleiten, nahm ihre beiden Hände, sah ihr tief und lange in die Augen und sprach fast feierlich: „Herzlich bitte ich dich, Hete, meiner allzeit zu gedenken! Es gibt für uns ein Wiedersehen, glaube mir. Ich bin keiner von denen, die von der nahen Universitätsstadt zum Sommerflirt herüber fahren. Ich kam hierher, fand ein lieb Veilchen, in dir, Hete! Ich will es nicht pflücken, nein, ausgraben mit den Wurzeln, um es in mein Heim zu verpflanzen, wenn die Zeit gekommen ist, in der ich es gründen darf. Vertraue Robert, auch wenn du weiter nichts, als diesen Namen von ihm weißt. Du hast deine Liebe keinem Unwürdigen geschenkt, keinem Strandräuber, der ein Herz, das er gewinnt, achtlos wieder fortwirft. — Ich hoffe schon zum Weihnachtsfest auf das Wiedersehen. — Lebe wohl!“

Rasch, wie auf der Flucht vor seinen Gefühlen, war er dann von dannen gegangen. Schon war er ihrem, im Walde beschränkten Gesichtskreis entrückt, als sie noch, eines klaren Gedankens unfähig, an dem Abschiedsplatz verharrte. Seitdem aber hatte sie sich täglich gefragt: woher kennt er dich? Er muß doch wissen, von wannen du kamst und wie du heißt, — wie hätte er sonst so sprechen können? Sie war verlobt — aber mit wem? Das Fest war da! Heute wird man in wenigen Stunden die Kerzen zur geweihten Nacht entzünden, und ich werde tief traurig sein. — Soll ich wirklich auch nur getäuscht worden sein und an ihn, an Robert — doch als Strandräuber denken müssen? Heiße Tränen treten plötzlich in ihre Augen. Sie setzt sich auflschluchzend auf die oberste Stufe der Trittleiter und hält krampfhaft in der Rechten das Kartonblatt, welches den obersten Zweig schmücken soll.

Sie hört es nicht, daß die Wohnungsglocke einen Besucher kündet. Sie vernimmt es nicht, daß Muttchen sagt: „Bitte den Herrn in den Salon, Dörte! Ich komme gleich!“

Das letzte Wort hat sie entschieden unbedacht gesprochen, Mutti, denn in demselben Augenblick, in dem ihr Sohn Werner ganz verdutzt die Visitenkarte betrachtend, ausruft: „A, du meine Güte! Professor Dr. Robert Herrich, Privatdozent! Wie kommt denn dieser Glanz in meine Hütte?“ — setzt sich sein Mütterlein mit einem leichten Aufschrei wieder auf den Stuhl.

Mit der Karte hat ja die Dörte einen Brief von dem Herrn abgegeben, an sie adressiert, mit Tante Julchens Handschrift. Darum hat sie ihn in Hast erbrochen, und ihre Augen sind im Renntempo über die Zeilen geglitten! Narrt sie ein Traum? — Das ist ausgeschlossen! Dort steht kurz und bündig in den bekannten energischen Schriftzügen:

Liebe Ottl!

Ueberbringer dieses ist derjenige, welcher die Hete verändert hat. Kannst nicht verlangen, daß sie trillern soll wie sonst, die kleine Heidenlerche, wenn ihr das Herz geraubt ward! — Verzeih', daß ich dich vor einigen Tagen angelogen! Robert wollte durchaus als „Weihnachtspräsent“ anrücken. Kannst mir übrigens dankbar sein, daß ich ihm den Weg zu ihr gebahnt, und die Sache als Regisseurin im Hintergrunde unauffällig geleitet habe. Du bekommst einen Schwiegersohn, um den du beneidet werden wirst. Persönlichkeit physisch und psychisch: erstklassig — ebenso die sonstigen Verhältnisse. — Morgen nachmittag, wenn ich hier meinen Leuten zum Fest gerecht geworden bin, gedenke ich mich auf den Weg zu euch zu machen. Treffe mit dem letzten Zuge dort ein. Auf Wiedersehen!

Deine alte Julia.“

Sofort eilte Werner voll Besorgnis herzu. Muttchen zeigt nur wortlos nach dem Schreiben. Auch seine Augen durchfliegen es in Eile, dann lacht er laut und fröhlich auf: „Alle Wetter!“ ruft er jubelnd, „um den Schwager werde ich beneidet werden! — Diese Hete, die ist ja ein ganz tiefgründiges Gewässer! Mutti, ermanne dich — du mußt deinen Segen geben. Ja, wo steckt sie denn nur, die Hete?“

„Robert!“ — ein Schrei war's nur, überselig, so, als ob ein Verschütteter, der in der Erde der Erlösung wartet, den Schein des Lichtes begrüßt.

In derselben Sekunde schon stand cand. med. Werner Wichmann in Mütterleins Salon und kommt just im rechten Augenblick, um zu schauen, wie sein tiefgründiges Schwesterlein Hete von der obersten Stufe der Trittleiter, vor Erregung, noch dazu mit dem alten, trostreichen Spruch: „Friede auf Erden!“ unfreiwillig einen Schwebeflug zur Stubendiele unternimmt. Zwei kräftig Männerarme fangen sie dabei auf, und wenige Sekunden später ruht Hedwig Wichmann, weltentrückt, an der Brust von Robert Herrich, der auch gerade keinen Begriff für Raum und Zeit zu haben scheint. Denn das Pärchen merkt nicht, daß auch Mütterchen herbeigeeilt ist, und nun einen Beruhigungsplatz in den Armen ihres Filius findet, der tröstend zu ihr sagt: „Mich wirst du dafür so bald nicht los!“

Am Spätabend des nächsten Tages sitzen fünf fröhliche Menschen beim Schein der Weihnachtskerzen beisammen. Tante Julchen ist trotz der mehrstündigen Bahnfahrt in ihrer allerbesten Stimmung. Sie hat, wie sie sich ausdrückt, zwei eigenartige Menschen geeint. Ihr Neffe Werner brachte den ersten seiner zahlreichen Toaste auf das Wohl Roberts, des Strandräubers, aus, und schloß mit den Worten:

„Hete, Hete! Was mußten wir an dir erleben!“

Der General.

Weihnachtsskizze von L. Ewald.
(Nachdruck verboten.)

Die Weihnachtskerzen sind im Hause des Gutsbesitzers Weinhold erloschen. Man sitzt beim Karpfenschmaus; Vater, Mutter, Filius Ernst, zurzeit stud. jur., dessen Freund, Dr. chem. Winfried Ehrhard, das blonde achtzehnjährige Haustöchterlein Margarete und dessen Schwesterlein, die dunkle zwölfjährige Helene. — Zur Feier des Tages hat der Hausherr eine seine Marke Rheinwein spendiert — weil — wie er sich ausdrückte: die Fische schwimmen müssen — und es nur einmal im Jahre „Weihnacht“ ist. — Man hat ihm Ehre angetan — und dabei geredet und mit einander angestoßen — aber es bleibt, wie der kritisch veranlagte Backfisch Leni denkt, flau! — Sie hat recht — es fehlt die Stimmung. — Woran liegt das? Weil alle beim Schmause beteiligten mit verschiedenen Gefühlen an den kommenden Tag denken. — — Da will der junge Gutsnachbar zum Besuch erscheinen, und daß er dabei einen Weihnachtswunsch aussprechen wird.

ist eben öffentliches Geheimnis. Mutter Weinhold ist damit sehr einverstanden und will ihm gern ihre Grete geben — schon weil die dann so hübsch in der Nähe bleibt. Vater Weinhold und sein Filius verhalten sich neutral, der erstere, weil er keinen Sinn für derlei Angelegenheiten hat — der zweite, weil er den Monsieur Breitung noch nicht einmal kennt. Die Coeur-Dame des Herrn Breitung verhält sich allerdings abweisend — aber: wann wären junge Mädchen in diesem Falle nicht anscheinend abweisend gewesen, so sagt Mutter Weinhold, und die muß es doch wissen! — Leni ist für den Freier — denn sie hätte gern einen Schwager, und noch dazu einen, der ein Ponnfuhrwerk hat. — Herr Dr. chem. — der junge Gast — aber ist tief betrübt, denn auch ihm hat es Fräulein Gretel angetan. Der denkt in tiefer Niedergeschlagenheit: wenn ich heute schon die erhoffte Anstellung hätte — ich ließe sie dem Freier nicht. Doch was kann ich ihr in die Wagschale legen? — Würde ihr mein Herz voll Liebe genügen?

„So in Gedanken, Herr Tischnachbar,“ sagte neckisch die, an die er gedacht, und fügte hinzu: „Wollen wir nicht auf den General anstoßen?“

„Wie Sie befehlen,“ antwortete er und fragte höflich: „Auf welchen?“

„Auf den General Knusemont.“ Hat er recht gehört? — Er ist baff und denkt: alle Achtung — den kennst du nicht!

„Gewiß — aber —,“ sagt er und grübelt weiter über den guten Mann, denn Fräulein hat ihn dabei so eigen angeschaut — und ein dito gelächelt. —

Ob das wohl ein General von Friedrich dem Großen gewesen ist? denkt er weiter. Für den schwärmt sie ja. Hm, der Name klingt so französisch. — Doch vielleicht war die Persönlichkeit doch sein Freund — wenn man bedenkt, daß Voltaire — — —

„Gesegnete Mahlzeit,“ sagt da Frau Weinhold und unterbricht weitere Schlußfolgerungen ihres jungen Gastes.

Dem Himmel sei Dank! denkt die Leni. Nun kann ich in die Weihnachtsstube und ein wenig lesen. Zu nette Geschichten hat mir die Mutti ausgesucht. Das Mädel darin ist so was für mich. Immer fidel — zu allem Mumpitz bereit. — — Heidi, ist sie auch schon im Weihnachtszimmer, schwingt sich mit einem kühnen Satz auf den Sofatisch neben die Hängelampe und vertieft sich in die weiteren Streiche, die das bewunderte Mädel erdachte. — — So sieht sie nicht, daß Dr. Winfried ins Zimmer tritt, sie einige Sekunden beobachtet und dann, einen Entschluß fassend, ihr näher kommt.

„Mein Fräulein,“ — sagt er zögernd. — Sie sieht auf und ihn an. Fräulein, hm, das ist nicht übel. — Sie klappt das Buch zu und fragt: „Sie wünschen?“

„Ach, Fräulein Leni,“ stottert er etwas verwirrt, „können Sie mir vielleicht sagen, ob der General Knusemont im Leben Friedrichs des Großen eine Rolle gespielt hat? Ich bin wirklich schon etwas lange aus den Schulwissenschaften heraus — und —“

„Na, ich bin halt drin,“ versetzte sie energisch. „Habe nun gerade vor dem Feste die Geschichte vom Großen Fritzen gelernt. Doch von dem General — nicht in die Hand — könnte ich was berichten.“

Er schaut tiefsinnig zu Boden. Das rührt sie, und sie fragt: „Ja — aber warum — wollen Sie denn das heute am Christabend ergründen.“

„Weil Ihre Schwester sich für den interessiert.“

„Meine Schwester? Wie kommen Sie darauf?“

„Sie hat doch vorhin mit mir auf den General angestoßen!“

„Ha, ha, ha, nicht übel, Sie gelehrter Herr!“ Die Leni hält sich die Seiten, so lacht sie — so hell und so fröhlich.

„Ich verstehe nicht!“ sagte er verdutzt, geärgert.

„Glaub's schon — doch passen Sie auf, ich will gnädig sein, trotzdem ich mir vielleicht dann — —. Na, gleichviel! Der General: das wird nur so gesagt, um den eigentlichen Sinn etwas zu bemänteln. So ist das eben bei den Mädels! Hören Sie recht — es heißt: Que nous aimons!“

„Habe ich recht verstanden?“ Que nous aimons — Was wir lieben!“

„Justement, Monsieur — und — — noch ein Wörtlein! Wenn Gretel das zu Ihnen sagte — dann hat das was zu bedeuten! — Wissen Sie, die scherzt mit so was nicht — noch dazu vor morgen. Pst — ich höre sie kommen. Soll ich draußen — etwa Schildwach stehen — Herr Doktor? Ich tu's gerne!“

„Ach bitte — bitte —“

„Na ja doch! — Gut, Grete, daß du kommst. Der Herr Doktor will dich etwas fragen.“

Husch — hinaus ist sie und hält draußen einen Wandelgang.

Drinnen aber machen sich die Tannennadeln noch spitzer, um besser lauschen zu können. Es ist halt doch nett — so eine Liebesansprache unter ihren schützenden Zweigen.

Der Leni wird auch draußen die Zeit lang — aber sie hält tapfer ihr Wort.

Am nächsten Tage allerdings weint sie dem heimgesandten Freier der Greti oder besser dem Ponnyfuhrwerk ein Tränlein nach — aber dafür hat sie einen Trost: nämlich den, mit dem heimlichen Brautpaar bis zur Anstellung des künftigen Schwagers ein Geheimnis zu haben. Na, auf dem Polterabend — da soll Grete und der Winfried es aber noch zu hören bekommen. — Der Weihnachtsabend und der General, die sollen nicht vergessen sein.

Heilige Nacht.

Schwer pendelte die Kuckucksuhr . . .
Auf vielvererbter Truhe.
Verglomm des Tages letzte Spur . . .
Dann schlich auf weichem Schuhe
Die Nacht ins alte, kleine Haus . . .
Ein Kätzchen schlich zur Tür hinaus
Und fand die Gasse, acht so weit,
Verschneit.

Sie saßen schweigend Hand in Hand
Auf vielvererbter Truhe.
Ihr Leben war ein Sorgenland,
Zu eng fast Raum und Schuhe.
Doch wonnesam klang jeder Laut,
Als sie dann sangen leis' und traut,
Da nun der Tag von ihnen schied,
Ein Lied.

Es war das Lied der heil'gen Nacht,
Der höchsten Himmelsgnade,
Die Hirten laut einst kundgemacht
Auf heil'gem Wanderpfade.
Als nun das Lied ins Freie drang,
Erlauschte es auf seinem Gang
Ein Wandersmann aus Märchenland
Und stand . . .

Er eilte baß zum Kirchenturm
Und zog die schwere Glocke . . .
Das war Knecht Ruprechts Weihnachtssturm . . .
Schneeflöckchen fiel um Flocke . . .
Und rings im Lande huben dann
Die Glocken all zu klingen an,
Und Menschen sangen, herzerfreut:
S' ist Weihnachtszeit!

Gerhard Büßner.

Das fremde Kind.

Weihnachtserzählung von Martha Griem.

(Nachdruck verboten.)

Wenige Tage vor Weihnachten war's, als Frau Ingrid Larson mit einem tiefen Seufzer die Spielsachen ihres toten Kindes, des so früh verstorbenen kleinen Hellmut, in einen großen Kasten packte. Und jedes Stück weckte wieder die Erinnerung an die damalige glückselige Zeit, da sie sich mit ihrem Buben noch so herzlich freuen konnte, da sie selbst wie ein Kind mit ihm herumgetollt war und ihm abends in den Dämmerstunden die ersten Märchen erzählte.

Nun deckte ihn schon vier Jahre die kalte Friedhofserde da draußen. Aber sie durfte über den kleinen Toten die Lebenden nicht ganz vergessen. Sie selbst hatte freilich niemand mehr, doch es gab so viele Kinder, denen in diesem Jahr wohl nicht zum Fest beschert würde — wars da nicht ein Unrecht, wenn die Sachen hier so tot lagen, niemandem zur Freude? Sie tat ja ihrem Jungen auch nicht weh damit, hatte er doch selbst schon als ganz kleiner Bub in den ersten Höschen so gern von seinen Bauklötzen und Soldaten abgegeben. Dann stand er mit vorgestrecktem Köpfchen, daß ihm die Locken über die Schultern fielen, spitzte den kleinen Mund und radebrechte in seiner Kindersprache: „Bitt — bitt, Bubi nicht mag — soll da ham“ . . . Wenn Klein-Hellmut noch lebte, er würde selbst mit so aufrichtiger Freude seine Sachen hergeben, — da durfte sie hinter ihrem Jungen nicht zurückstehen.

Frau Ingrid wischte sich die Tränen aus den Augen und schloß mit einer energischen Bewegung den Kasten. Einmal mußte ja doch mit der Vergangenheit abgeschlossen werden — schon viel zu lange hatte sie sich der Erinnerung und dem Schmerze willenlos hingegeben.

Mit einer jäh erwachten, fast übermütigen Freude öffnete sie das Fenster, daß der rauhe Abendwind stürmisch mit den Vorhängen spielte und ihr das Haar zerzauste. Fast wars, als hätte die kalte Luft sie der Vergangenheit entrissen, als hätte der Wind das wirkliche Leben in ihr sonst so stilles Heim gebracht. Und Frau Ingrid träumte von einem lieben kleinen Jungen, dem sie Hellmuts Sachen schenken wollte. —

„Eine Mark der Hampelmann“ — „Eine Mark der Hampelmann“ — Eintönig kamen die Worte von den schmalen Lippen eines wohl achtjährigen Knaben. Doch der Klang der zarten Stimme verwehte wie ein Hauch im lärmenden Getöse. Die Menschen hasteten vorbei, große und kleine Pakete in den Händen — Weihnachtseinkäufe — aber auf den Kleinen achtete niemand. Immer schmerzlicher verzogen sich seine Lippen und immer leiser und verzagter klang es weiter: „Eine — Mark — der — Hampelmann.“

Er hatte sich einen sehr unglücklichen Platz in einer Nische neben dem grellen Schaufenster des Spielwarenladens erwählt. Ab und zu nur wagte er einen scheuen Seitenblick auf all die Herrlichkeiten, die da ausgebreitet lagen, um dann wieder zaghaft und unsicher seine Hampelmänner anzubieten. Wie ein Schattenpflänzchen, das sich nicht in die Sonne wagt und vor den ersten Strahlen schon ängstlich zurückweicht, stand er da in seiner Ecke und sprach unermüdlich in einem fort: „Eine — Mark — der — Hampel—mann.“

Frau Ingrid Larson kaufte dem Kleinen einen Hampelmann ab und drückte ihm fünf Mark in die Hand: „Für dich, mein Junge . . .“

Er sagte nicht danke — er sagte nichts — aber seine Augen dankten tausendmal mehr, als der Mund es vermocht hätte. Frau Ingrid blickte in ein schmales, bleiches Kindergesichtchen, aus dem erschreckend große Augen sahen, die jetzt in heiliger Freude glänzten. — Und plötzlich wußte sie, wem sie die Spielsachen bringen wollte. Sie streichelte ihm übers Haar und sagte weiter . . . Nur nichts davonlaufen, heute hatte der Kleine genug an der einen Freude.

Tags darauf ging Frau Ingrid wieder an dem Kleinen vorbei, und wieder kaufte sie einen Hampelmann.

Am dritten Tage aber, am Tage vor Weihnachten, wußte sie alles, was sie wissen wollte. — Er hieß Peter Kahle und hatte noch vier Stiefgeschwister, aber die waren schon älter als er — und seinen Vater hätte er nie gesehen — und weil er der Kleinste war und zu allem so ungeschickt, stießen sie ihn alle zu Hause herum. Die anderen klebten daheim Hampelmänner und schnitzten kleine Boote und derlei Sachen, — aber er konnte das nicht, und da mußte er denn die Sachen verkaufen — und wenn er abends heimkam, schalt der Stiefvater mit ihm, weil er so wenig verkauft hatte, und die Mutter sagte, er sei noch mal ihr Tod, er würde es nie lernen, sein Brot zu verdienen . . .

Da wurde Frau Ingrid so warm ums Herz, wie lange nicht mehr, und eine wunderschöne große Hoffnung schmeichelte sich in ihre Seele, daß sie hätte aufjauchzen mögen vor Freude. Sie preßte die Hände auf die Brust und flüsterte immer nur: „O, wäre das schön . . . wäre das schön, dann würden wir Weihnachten feiern, wie früher . . .“

Und es kam, wie es kommen mußte.

Hand in Hand gingen diesen Abend der kleine Peter und Frau Ingrid nach der Altstadt, zu Peters Eltern. Da kamen sie erst schön an. Die Eltern jammerten und lamentierten, sie könnten unmöglich ihren Liebling hergeben, keines von ihren Kindern hätten sie so lieb, wie gerade den kleinen Peter. Frau Ingrid wurde schon beinahe wankelmütig und wollte sich damit begnügen, ihm die Spielsachen zu schenken, wollte ihren eigenen Wunsch schnell wieder ersticken: doch da die Eltern das merkten, hielten sie auf mit Lamentieren und fragten, was . . . sie denn bekommen würden, wenn sie ihr den Jungen mitgäben. — Und nun wurde man bald einig. Froh und glücklich über die große Summe, die sie erhielten, und erfreut darüber, daß sie den kleinen „Tölpelhannes“, wie sie ihn immer nannten, nun los wurden, ließen die Eltern ihren Peter mit Frau Ingrid ziehen.

Und Peter schmiegte sich überglücklich an Frau Ingrid und wollte immer danken, aber er fand kein Wort, die Freude war zu groß! Staunend ging er daheim bei Frau Ingrid durch die Räume und konnte sich gar nicht genug tun im Schauen. Wie im Märchen dünkte ihm alles. Und als erst Frau Ingrid die Dampfmaschine in Betrieb brachte und Hellmuts Karussell in Bewegung setzte, schlang er die kleinen mageren Aermchen stürmisch um ihren Hals und küßte sie.

Da ging Frau Ingrid leise hinaus und weinte. Sie hatte schenken wollen . . . und nun hatte ihr das Christkind beschert, — hatte ihr einen lieben Jungen ins Haus gebracht, für den sie wieder schaffen und sorgen konnte, den sie lieben wollte . . . als wenn es Klein-Hellmut wäre!

Krispinus Petermanns Christgedanke.

Von Elisabeth Gramlich (Heidelberg).

(Nachdruck verboten.)

Der Krispinus, das war einer!

So einer, der alle schönen Mädchen gern sah, aber — keine heiraten wollte.

Das hatte auch die hübsche, mollige Veronika erfahren müssen, die nach seinem spurlosen Verschwinden vor einigen Jahren in der Verzweiflung den reichen Bäckermeister Schwitzgäbele geheiratet hatte.

Zwar war es ihr gut gegangen in ihrer Ehe, denn Schwitzgäbele trug seine Frau, die Krispinus' Bild trotzdem in ihrem tiefsten Herzkämmerlein bewahrte, auf den Händen. Aber eines Tages waren diese Hände müde und kraftlos und es dauerte nicht lange, da stand Veronika im schwarzen Schleier als Witwe am Grabe ihres „Seligen“.

Wer nun annahm, daß Veronikas Gedanken vielleicht jetzt bei Krispinus weilten, irrte sich gewaltig. Sie war mit den Sitten und Gebräuchen ihres Landes und den scharfen Zungen ihrer Verwandten und Freundinnen gar gut bekannt und wußte, daß man zum allerwenigsten ein Jahr an keinen anderen denken durfte und ein Jahr den Witwenschleier tragen mußte.

Prompt nach Jahresfrist, genau auf den 11. Oktober — ein Jahr vorher am 10. Oktober war ihr „Seliger“ entschlafen — klopfte es sachte aber bestimmt an Veronikas Herzkämmerlein.

„Wer ist da?“ frug ihr rundliches Seelchen.

„Der Krispinus!“ antwortete sorglos und heiter die Stimme des Krispinus.

Ei, sieh — — der Krispinus . . . dachte Veronika und schielte auf den Kalender, ob das Datum auch genau stimme.

Von dem Tage an rumorte der ganze Krispinus in allen Herzkammern der Veronika herum, als ob er da ein großes Reinemachen vornehmen wolle.

Der körperliche Krispinus dagegen lag zu derselben Zeit an Grippe im Herbergenhospital und hatte viel Zeit, über sein ihm allmählich verfehlt erscheinendes Leben nachzudenken, „denn,“ sagte er sich philosophisch, „hätte ich die Veronika geheiratet, hätte ich nicht so ein elendes Hungerleben zu führen brauchen, hätte womöglich die Grippe unter diesen Umständen nicht oder hätte, wenn ich sie doch hätte, gute Pflege!“

So dachte er Tage und Wochen darüber nach, was hätte sein können, wenn er geheiratet hätte. — —

Ein eisigkalter Dezembertag war es, als Krispinus, gesund aus dem Spital entlassen, verlassen und ziellos auf der Straße stand.

Ein Gedanke kam ihm — — er ging am besten nach seiner Vaterstadt.

Zähneklappernd und hungernd kam er am Christtag dort an, zählte seine zusammengefochtene Barschaft und ließ sich in einer kleinen Wirtschaft eine warme Suppe geben.

Keiner kümmerte sich um ihn, und keiner erkannte in ihm den ehemaligen forschen Krispinus Petermann. So konnte er ungestört dem Gespräch dreier ihm noch wohlbekannter Bürger lauschen, die von einer jungen, reichen Witwe sprachen.

Der Junggeselle und spindeldürre Schneider, der komischerweise Fett hieß, meckerte höhnisch, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie in erregtem Fisteltone:

„Mich hat sie abgewiesen — mich, den Schneidermeister Fett, der drei Häuser hat und 9000 Gulden bar . . .“

Darauf erwiderte ein anderer phlegmatisch:

„Hm . . . vielleicht hofft sie, daß der Krispinus wiederkommt!“

Krispinus fuhr zusammen, als er seinen Namen hörte.

„Jetzt würde er sie wohl nehmen — als reiche Witwe!“ ließ sich der Dritte vernehmen.

Er wollte Gewißheit haben und winkte das Schenkmädchen zu sich heran. Vorsichtig forschte er und hätte in seiner Freude das Mädchen beinahe umarmt, als sie ihm bejahte, daß sich das Gespräch um die „reiche Witwe“ Veronika Schwitzgäbele drehe.

Ob sie noch an ihn dachte? Sie hatte ihn über alle Maßen geliebt, und sie auch — aber heiraten mit damals 25 Jahren, wo die ganze, weite Welt offen und lockend vor ihm lag? — Nun, das war vorbei, und das Grübeln nützte nichts mehr. Aber jetzt mußte er zu ihr, und sollte es in seiner schäbigen Handwerksburschenkleidung geschehen. Am besten, er wartete bis zur eintretenden Dämmerung, da sah man hoffentlich nicht mehr viel davon. Vielleicht konnte er noch etwas gut machen. Und war nicht der heutige heilige Abend für Versöhnung geradezu geschaffen? Wenn er Verzeihung von Veronika erbat und ihr dafür seine erneute Liebe gab, setzte er da nicht den größten Gedanken desjenigen in die Tat um, dessen Geburtsfest heute in der ganzen Welt gefeiert wurde?

Daß Krispinus nebenbei und zukünftig auch an warme Stuben und reichliches gutes Essen dachte, konnte man ihm nach den entbehrungsreichen Wanderjahren nicht verdenken. —

Veronika saß währenddem am Fenster und schaute sinnend in die allgemach dunkler werdende Straße. Hier und da flammte aus den gegenüberliegenden Häusern Lichtschein auf, ein Zeichen, daß man eifrig mit den Vorbereitungen der Bescherung beschäftigt war.

Sie seufzte.

Ach, sie hatte keinen Baum zu schmücken, sie hatte niemanden, der sich daran hätte erfreuen können. Ja, wenn der Krispinus da wäre . . . Ob der wohl je wieder einmal kommen würde. — — —

Die Klingel der Flurtüre schreckte sie aus ihren Träumen. Sie ging, um zu öffnen. Ein Handwerksbursche stand vor ihr und bat um eine Gabe. Im Dämmer konnte sie sein Gesicht nicht erkennen, aber die Stimme kam ihr so merkwürdig bekannt vor. Schon wollte sie das Geldbeutelchen aus ihrer Schürzentasche ziehen, als sie ein kaum vernehmbares, zaghaftes „Veronika!“ hörte.

„Krispinus!“ schrie sie auf und zog ihn in blitzschnellem Erfassen des so heiß ersehnten Augenblicks zur Türe herein.

Und Krispinus, der auf einen solchen herzlichen Empfang doch nicht so leicht gerechnet hatte, fand sich noch schneller in diese ihm äußerst angenehme Situation — zumal ein feiner Bratenduft durch den Flur zog — nahm ohne Zaudern die Gelegenheit beim Schopf und die schluchzende Veronika in den Arm.

Küssend nahm er ihre gern gewährte Verzeihung entgegen, überflutete sie dafür, im Unterbewußtsein an das kommende behagliche Leben denkend, mit einer Fülle von Zärtlichkeiten und setzte damit den Christgedanken von Verzeihung und Liebe und Güte tatkräftig in die Praxis um

Das „Manna“ unserer Zeit.

Aus der Geschichte des Pfefferkuchens.

Zum Weihnachtsfest spielen Marzipan und andere Leckereien eine große Rolle. Ein Weihnachten ohne Pfefferkuchen in einer kinderreichen Familie dürfte kaum denkbar sein. Bei seiner großen Bedeutung und allseitigen Beliebtheit ist es jedenfalls nicht nur interessant, auf den Ursprung des Pfefferkuchens zurückzugreifen. Wann er zum ersten Male auftrat, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden, er ist aber wohl so alt wie die Menschheitsgeschichte selbst. Es dürfte dies schon leicht dadurch erklärlich sein, daß die Bestandteile des Pfefferkuchens, Honig und Mehl, schon unseren Urvätern bekannt waren. Schon die Bibel erwähnt das Manna, das eine botanische Aufklärung gefunden hat, aber wie Mehl und Honig geschmeckt haben soll. Da die in der Wüste Wandernden diese beiden Bestandteile herausgeschmeckt haben, kann dieser Umstand nur so gedeutet werden, daß im Pharaonenlande derartige Gebäcke heimisch und beliebt waren. Auch Homer erwähnt die Ingredienzien des Pfefferkuchens; die göttliche Kirke rät Odysseus, ehe er sich zur Unterwelt beaibt, den Göt-

tern ein geziemendes Totenopfer zu bringen:

„Erst von Honig und Milch, vom süßen Weine das zweite,
Und das dritte vom Wasser, mit weißem Mehle bestreuet."

Wenn man auch für Pfefferkuchen schlechtere Sorten Sirup verwendet, für die besseren verwendet man immer nur Honig, weil dessen vorzügliche, Leben und Gesundheit fördernde Eigenschaften von jeher beliebt waren; Virgil nannte ihn „Götternaft und Sternenschaum". Die Bedeutung des Honigs war in allen Ländern bekannt. Im Norden siedete man Met aus Honig, und so wurde die Honigfabrikation anfangs ein Nebenbetrieb der Metbrauereien. Wegen der gesundheitfördernden Vorzüge bekamen die Honigkuchen auch ihre ersten Bezeichnungen wie Lebenskuchen oder Lebkuchen, später tauchten die Spezialausdrücke auf: Leckerli, Plätzl, Printen, Bomben usw. Da die Produktion des Mets zurückging, so wurden beim Publikum die Lebkuchen immer beliebter. Kaiser Friedrich III., der letzte in Rom gekrönte deutsche Kaiser, spendete dem Honigkuchen großes Lob, als er 1487 in der Karwoche 4000 Kindern in Nürnberg „Blätzlin" mit seinem Bilde schenken ließ. So wurde der Lebkuchen hoffähig. Aus Nürnberg kamen von jeher die besten Pfefferkuchen, und da nach ihnen die Nachfrage recht groß war, so gestaltete sich die Auswahl der Lebkuchen ungemein vielseitig; die Kuchen unterschieden sich nach den gebrauchten Zutaten, Mandeln und Gewürzen, die eine recht ansehnliche Verwendung fanden. Während der Pfeffer ganz fehlt, war sonst alles vertreten: Zimt, Nelken, Muskatblüte, Piment, Ingwer, Anis usw., natürlich sind Mandeln Zitronat, Pomeranzen nicht zu vergessen. Früher verwendete man noch Majoran, Thymian, Lorbeer und Safran, die heute aus der Zubereitung des Pfefferkuchens indes verschwunden sind. Heute hat jede Firma ihre eigenen Geheimrezepte, die besonders gehütet werden. Nicht nur in Nürnberg, auch in Ulm, Erlangen, Braunschweig, Liegnitz, Danzig, Thorn, Basel, Aachen werden vortreffliche Gebäcke hergestellt.

Weihnachten in den Bergen.

Von Alexander Curth.

(Nachdruck verboten.)

Durch der Berge hehre Pracht
Tönet tausendstimmig leise
Nun die alte schöne Weise
Von der stillen heil'gen Nacht.

Und sie klingt von Ort zu Ort —
Und es wächst das ferne Schallen —
Aus der Kirchen heil'gen Hallen
Strömt's in Orgelklängen fort.

Und es schweigt der Erde Leid
Und es tönt wie Engelszungen,
Von der Christenwelt gesungen:
O, du sel'ge Weihnachtszeit!

Christkindel in der Schule.

Eine Weihnachtsskizze von Alb. Malden.

(Nachdruck verboten.)

Die Weihnachtstage waren vorüber. Mit freudig leuchtenden Gesichtern traten die Kleinen nach den paar freien Festtagen wieder in das Schulzimmer. Einer flüsterte es dem andern zu, was ihm alles beschert worden war, und unter der Bank wurde wohl auch verstohlen ein und das andere von den erhaltenen Geschenken gezeigt. Mancher brachte mit der festlichen Stimmung dieser Tage auch noch die Festtagskleider mit in die Schule. Hing doch zu Hause schon ein neuer Sonntagsstaat in dem Kasten!

Den kleinen, bleichen Knaben aber, der eben knapp vor dem Glockenzeichen in das Schulzimmer trat, umhüllte nur ein ärmliches, dürftig geflicktes Gewand. In der Liste war bei diesem Kinde in jener Rubrik, welche Namen und Stand der Eltern verzeichnet enthält folgendes zu lesen:

„Als Waisenkind in Pflege bei der Wäscherin Anna Kiesel."

„Na, Elfinger!" fragte der junge Lehrer, und griff dem Kleinen unter das Kinn, „was hat denn das Christkindel dir gebracht?"

Das große, rehbraune Auge des Knaben hob sich mit leuchtendem Blicke empor zu dem Lehrer. Die freundliche Ansprache desselben machte ihm augenscheinlich eine große Freude. Mit heiter lächelndem Munde gab er zur Antwort: „Ich habe nichts gekriegt, Herr Lehrer."

„Nichts! — Ei, das ist sehr wenig, lieber Elfinger. Da hast du mehr bekommen, Gruber, und du auch, Hoffmann, und ihr alle, Kinder? Nicht wahr?"

„Ja, ja!" tönte es vielstimmig aus den Bänken.

„Nun denn, Kinder," nahm der Lehrer wieder das Wort, „dann habt Ihr alle auch Ursache, Euch zu freuen. Ihr seid heute in Eurem Besitze fröhlich und selig. Aber seht, wenn man sich freut, und wenn man sich glücklich fühlt, dann soll man auch an jene denken, die nicht glücklich sind, und soll ihnen auch ein Stücklein vom eigenen Glück zukommen lassen. Das macht dann unser Glück erst recht vollständig; denn einem anderen Freude und Glück bereiten, das erst ist das echteste, das reinste Glück. Darum, liebe Kinder, wenn Ihr dieses Glück kennen lernen wollt, dann könntet Ihr heute Eure Eltern daheim fragen, ob Ihr nicht ein geringes von Euren Christgeschenken dem Elfinger bringen dürftet. Was Euch zu geben erlaubt ist, das leget nachmittags hier auf den Tisch nieder! Von da soll sich's der Elfinger nehmen und soll nicht wissen, wem er dies und jenes zu verdanken hat. Denn still und leise, wie Gott seine Gnadenfülle ausstreut, soll auch der Mensch geben und soll keinen Dank verlangen."

Schlicht und eindringlich hatte es der Lehrer zu seiner kleinen Gemeinde gesprochen. Mit der Andacht eines Betenden hatten die Kinder gelauscht.

Nachmittags erwies sich der Schultisch fast zu klein für die reichliche Bescherung.

Mehrere der Knaben mußten dem kleinen Elfinger die mannigfachen Gegenstände heimtragen helfen. Auf dem Wege erfuhr er dabei freilich, von wem er dieses oder jenes Stück erhalten hatte.

„Die Strümpfe mit den roten Streifen hast du von mir bekommen."

„Der Federkasten hab' ich dir gebracht."

„Und ich die Bausteine."

In den nächsten Tagen lernte der Beschenkte so ziemlich alle Spender der einzelnen Gaben kennen. Nur wem er das Paar guter, warm gefütterter Winterstiefel zu verdanken hatte, konnte er nicht in Erfahrung bringen. Und keiner der Jungen wußte etwas davon.

Allerlei.

Schade um die vielen Christbäume.

So denkt gewiß mancher, der seine Schritte nach einem Christmarkt lenkt und hier den für wenige Tage aufgestellten Wald von Fichten und Tannen aller Größen mustert. Sie ist zwar schön, herrlich schön, die deutsche Art der Weihnachtsfeier, und doch, so sagt man sich, ist es auch wieder jammerschade, daß alle Jahre allerorten so viele der herrlichen immergrünen Bäume der hübschen Sitte zuliebe geopfert werden müssen. Diese Ansicht ist nun freilich eine irrtümliche. In Wirklichkeit bringt die Sitte, in allen Häusern einen Weihnachtsbaum aufzustellen, unserer Waldwirtschaft keinerlei Schaden und keinerlei Verlust, sondern nur Vorteile, nur Geld ein. Vielerorts werden besondere Christbaumkulturen angelegt. Hier wachsen die Bäumchen also von vornherein für den sie bestimmten Zweck heran; die meisten Christbäume aber werden geschlagen, weil sie ohnehin als zu schwach fallen müssen, damit sich ein junger Hochwald nur aus den stärksten und kräftigsten Bäumchen aufbauen kann, bezw. weil der junge Hochwald zu dicht bestanden ist und ausgelichtet werden muß. Sehr viele Christbäume jedoch, und das sind gerade die schönsten und gesuchtesten, sind überhaupt keine jungen Bäumchen, sondern die Kronen alter Stämme.

Aus aller Welt.

= **Goethe in Landeshut.** Als das Regiment Alt-Pfuhl von der Besatzung Berlins im Jahre 1790 sein ihm angewiesenes Quartier in Landeshut bezog, begab sich der Herzog von Sachsen-Weimar als Chef eines Kürassier-Regiments mit diesem ebenfalls nach Schlesien. Im Gefolge des Herzogs befand sich auch Goethe, der bei dieser Gelegenheit das Riesengebirge zu bereisen gedachte. Spät abends traf man in Landeshut ein. Ein junger Offizier, welcher die Wache am Markte hatte, saß mit mehreren seiner Kameraden gemütlich bei einer Punschbowle, als plötzlich gemeldet wurde, der herzoglich-weimarische Geheimrat Goethe sei angekommen. Der junge Offizier, der nicht nur Goethes Schriften kannte, sondern auch ein eifriger Verehrer Goethes war, freute sich ungemein darüber, mit dem Dichter in einer Stadt zu sein. Gern hätte er ihn gesehen. Der Dichter war nur in dem Gasthause abgestiegen, um die Pferde zu wechseln, und wollte noch am selben Abend weiterfahren. Es war also vorauszusehen, daß er an der Hauptwache am Markte vorüberkommen müsse. Als das Signal des Postillons, das die Abfahrt verkündete, ertönte, trat der junge Offizier mit einem großen Glase Punsch in der Hand, gefolgt von einem Soldaten, der eine Kerze hielt, aus der Tür. Neugierig folgten die übrigen Offiziere. Als der Wagen Goethes sich näherte, rief man dem Postillon „Halt!" zu, der Offizier öffnete mutig den Wagenschlag, um das Angesicht des Dichterfürsten besser sehen zu können, überreichte ihm das Glas Punsch und ließ folgende mühsam selbst zusammengebrachte Reime hören:

„Mein Goethe, dich zu sehen war längst mein heißer Wunsch,
Nimm von des glühenden Verehrers Hand —
Ist's kein Verehrer schon, und nur ein Leutenant —
Zur Labe auf den Weg dies Gläschen warmen Punsch."

Goethe, anfangs von dieser seltsamen Huldigung etwas merkwürdig berührt, lächelte und leerte das Glas, doch dankte er mit ernster Miene, als man ihn einlud, noch mehr zu trinken. Der junge Offizier aber strahlte vor Freude, daß es ihm vergönnt war, den großen Olympier von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

= **Mangelhafte Schulleistungen.** Durch die Errichtung von Hilfsschulen für schwach- und minderbegabte Kinder schaltet aus den öffentlichen Schulen ein großer Teil von Kindern aus, deren geistige Entwicklung zur Erreichung der vorgeschriebenen Schulkenntnisse nicht ausreicht. Diese Einrichtung, die in individueller Behandlung der einzelnen Schüler die Möglichkeit bietet, selbst den geistig Schwachen die notwendigen Vorkenntnisse für das Leben zu übermitteln, hat vom pädagogischen und volkswirtschaftlichen Standpunkte viel Anerkennung gefunden. Bei den Kindern in den öffentlichen Lehranstalten neigt man nun der Ansicht zu, daß mangelhafte Schulleistungen auf ein Nichtlernenwollen und nicht mehr auf ein Nichtlernenkönnen zurückzuführen sind. Eltern und Schule wenden strafende Zwangsmaßregeln an, um die vermeintliche Faulheit auszutreiben. In vielen Fällen mag damit ein pädagogischer Erfolg verbunden sein, allein die immer mehr verbreitete Schulhygiene, die neben dem Lehrer auch den Arzt in Erziehungsfragen mitreden lassen will, hat erwiesen, daß ein Teil der „faulen" Schüler krankhaft veranlagt ist. Diese Veranlagung, die sich nicht gleich in einer geistigen Minderwertigkeit zu zeigen braucht, tritt verhältnismäßig stärker auf, als man gewöhnlich annimmt. So hat z. B. ein französischer Arzt bewiesen, daß die minder regsame geistige Tätigkeit bei 27 von 80 sogenannten „faulen" Schulkindern darauf zurückzuführen war, daß deren Eltern zur Zeit der Geburt ihrer Kinder leidend waren. Dieser Vererbung eines ungesunden Keimes ist nur dadurch beizukommen, daß man diese Kinder unter ärztlicher Pflege widerstandsfähiger macht. Bei einem großen Prozentsatze der faulen Kinder hat es sich herausgestellt, daß deren Verdauungs- oder Atmungstätigkeit Störungen aufwies. Wenn es nun gewiß nicht die Aufgabe der schulärztlichen Untersuchungen sein kann, sich in diese genauen Forschungen zu verlieren, so ist es aber immerhin für viele Eltern ein Fingerzeig, wenn ihre Kinder in der Schule nicht genügendes leisten, einmal nachzuprüfen, ob nicht Magen oder Lungen erkrankt sind, ehe man dem „faulen" Schulbuben mit Hilfe ungebrannter Holzasche das nötige Wissen einpaukt.

= **Ein merkwürdiger Traum.** Wie wunderbar Träume mitunter ins reale Leben hineinspielen, erweist u. a. der Fall, daß das große Erdbeben von Messina von einer Dame der römischen Aristokratie vorausgesagt worden ist. Sie hatte das schreckliche Ereignis vierzehn Tage zuvor im Traume gesehen und war so überzeugt, daß sie den König schriftlich ersuchte, die Bewohner von Messina zum Verlassen der Stadt zu bewegen. Doch ihr Gemahl, der ihre Befürchtung für lächerlichen Aberglauben erklärte, hielt das Schreiben zurück. Der gleiche Traum wiederholte sich dreimal vor dem Hereinbrechen der Katastrophe. — Da dieser Fall durch glaubwürdige Zeugen erwiesen ist, so ist der an den König gerichtete Brief nebst einer Niederschrift der Begleitumstände in der italienischen medizinischen Akademie niedergelegt worden.

= **Vogelfütterung im Winter.** Wer einen Garten hat, freut sich gewiß auch, wenn recht viele der nützlichen, gefiederten Sänger bei ihm Wohnung nehmen oder recht oft zu Gaste kommen, und er tut das möglichste, um die Vögel an seinen Garten zu fesseln. Dazu gehört aber nicht nur die Schaffung von Nistgelegenheiten und die Vernichtung der mancherlei Feinde der Vögel, sondern auch eine verständnisvolle Winterfütterung. Hierzu ist zunächst ein Futterhaus nötig, das man am besten, mit Reisig überdeckt, auf einem 1 bis 1,5 Meter hohen Pfahl befestigt, den man freistehend in einen Grasplatz einrammt. Mehrere solcher Futterhäuschen sind noch besser und bereiten dem Vogelfreunde viel Spaß und Freude, denn immerfort sind die Häuschen von hungrigen Gästen umlagert, von Meisen, Amseln, Drosseln, überwinternden Buchfinken, selbst vom Meister Spatz, der als echter Vagabund gar zu gern mal einen Krawall anfängt. Als Futter benutzt man zerhackte Tisch- und Küchenabfälle, ferner Hanf, Hirse, Mohn, Hafer, Leinsamen, Rübsen usw. Jeder Gast sucht sich dann das aus was ihm am besten mundet. Für die Meisen hängt man an leicht zugängliche Zweige eine dicke Scheibe Speck oder Rinder- oder Hammeltalg auf, wofür die Tierchen ganz besonders dankbar sind. Wer ein übriges tun will, mischt alle Futterarten, dazu geriebenes Weißbrot, kleine Fleischstückchen usw. zusammen, schüttet sie im Verhältnis 10 : 15 in siedenden Hammeltalg und gießt das Ganze über die Tannenzweige. Hier erstarrt das Futter, bleibt also haften, und bietet den Vögeln unbändige Freude. Fällt einmal Schnee auf die Zweige, so schadet das nichts, die Tierchen wissen bald Bescheid und scharren den Schnee selbst hinweg. Die Futterhäuschen mache man recht groß, möglichst als Zweizimmer-Wohnung; in dem einen Abteil befindet sich das Futter und, wenn es die Temperatur irgendwie erlaubt, auch ein Gefäß mit Trinkwasser, der andere Raum dient als gern aufgesuchter Aufenthaltsort bei Nacht, bei Wind und Wetter. Bei solcher Winterpflege werden die Vögel außerordentlich zutraulich.

Reichsgräfin Gisela.

Roman von E. Marlitt.

23] (Nachdruck verboten.)

Der Mann lief, so rasch seine alten Beine vermochten, nach dem improvisierten Büfett und brachte auf einem silbernen Teller die begehrte Erfrischung.

„Denken Sie doch, Braun, ich weiß nicht einmal, ob Sie Familie haben", sagte die junge Dame und setzte das Glas an die Lippen. Sie war verlegener in dieser neuen Situation, als wenn sie das ungewohnte Parkett des Fürstenhofes betreten hätte; denn der alte Mann stand vor ihr, wie wenn er erwartete, jeden Augenblick Himmel und Erde einstürzen zu sehen.

„O gnädige Gräfin, das wäre doch auch wirklich nicht der Mühe wert —" stotterte er.

„Ich möchte es aber gern wissen!"

„Nun ja, wenn gnädige Gräfin befehlen —" versetzte er ermutigter, und seine zusammengesunkene Gestalt richtete sich empor. „Ich habe Weib und Kind. Zwei meiner Kinder leben noch — vier liegen auf dem Gottesacker . . . Ich hatte auch ein Enkelchen — ein liebes, schönes Kind — gnädige Gräfin, das kleine Mädchen war meine ganze Freude —"

Dem alten Manne stürzte urplötzlich und unaufhaltsam ein Tränenstrom aus den Augen.

„Um Gotteswillen, Braun!" rief das junge Mädchen bestürzt. Wie, diese Augen weinten? . . . Dieses alte, in seiner Dienstmiene versteinerte Gesicht konnte so herzbrechend vergrämt aussehen?

„Nein, nein, bleiben Sie!" gebot sie, als der Lakai, sichtlich entsetzt über das unzeitgemäße Hervorbrechen seines Schmerzes, sich entfernen wollte. „Ich will wissen, was Sie so betrübt!"

Gisela erblaßte.

„Wir haben das Kind vor drei Wochen begraben", entgegnete er mit zuckenden Lippen, indem er versuchte, die Haltung wieder zu gewinnen.

Was ihr Gemüt an Innigkeit besaß, das floß jetzt über ihre Lippen — sie suchte den alten Mann zu trösten . . . Aber der Sonnenschein in ihrer Seele war verflogen. Verstimmt und verfinstert trat sie in das weiße Schloß.

Oben im ersten Zimmer, das die junge Gräfin betrat, stand Lena mit hochglühenden Wangen inmitten ganzer Berge von Wäsche und Kleidern und packte verschiedene Koffer; ein Gärtnergehilfe zerstörte die Blumentische, um sie neu zu besetzen, und das Tageslicht fiel blendend durch die hohen Fenster, von denen man die seidenen Gardinen behufs des Abstäubens weggenommen hatte.

Ehe noch Lena ihrer erstaunt auf der Schwelle verharrenden Gebieterin berichten konnte, trat der Minister in Frau von Herbecks Begleitung aus einer Seitentür. Er war sehr erregt und hielt Bleistift und Notizbuch in den Händen, offenbar als Hilfsmittel in rasch eingetretenen, [illegible] Geschäften.

„Ach, mein liebes Kind," rief er der jungen Dame entgegen — er ließ plötzlich das förmliche, eiskalte „meine Tochter" fallen und war ganz und gar wieder der zärtlich schmeichelnde Papa von ehedem — „mein Goldkindchen, in welch tödlicher Verlegenheit bin ich dir gegenüber! . . . Da telegraphiert mir der Fürst vor einer halben Stunde, daß er schon morgen abend in Arnsberg eintreffen werde, und zwar mit einem weit größeren Gefolge, als er mir anfänglich angezeigt hat! . . . Ich bin ganz außer mir, denn ich sehe mich gezwungen . . . ach Gott, wie peinlich ist mir doch die ganze Geschichte!" unterbrach er sich selber und fuhr, als wollte er die Widerwärtigkeit abwehren, mit der Hand durch die Luft.

Frau von Herbeck kam ihm bereitwillig und sehr geschickt zu Hilfe.

„Aber, mein Gott, darüber sollten sich Exzellenz doch nicht so aufregen!" rief sie. „In solchen Dingen ist unsere Gräfin viel zu vernünftig!" Sie wandte sich an die junge Dame, indem sie auf Lena deutete. „Sie werden sich denken können, um was es sich handelt, liebe Gräfin! . . . Bitte, beruhigen Sie, Exzellenz, den Papa, Sie sehen, wie außer sich er ist, Ihre Abwesenheit von Arnsberg für einige Tage wünschen zu müssen! . . . Das Schloß ist viel zu klein und zu eng für die vielen Menschen — nicht wahr, wir gehen der ganzen geräuschvollen Zeit während des fürstlichen Besuches aus dem Wege und fahren heute noch nach Greinsfeld?"

Gisela fühlte eine Art von Schrecken . . . warum wurde ihr plötzlich so weh bei dem Gedanken, Arnsberg verlassen zu müssen? — Wie ein Nebelbild, ihr selbst fast unfaßbar, glitt das Waldhaus pfeilschnell an ihrer Seele vorüber.

„Ich bin jeden Augenblick bereit zu gehen, Papa!" sagte sie trotzdem ruhig in ihrer gelassenen Weise.

„Du siehst ein, mein Kind, daß ich nur der dringenden Notwendigkeit nachgebe?" fragte der Minister schmeichelnd.

„Vollkommen, Papa!"

„Oh, wie dankbar bin ich dir, Gisela! Aber nun setze auch deiner Freundlichkeit und Nachsicht die Krone auf und entschuldige Mama und mich, wenn wir dir heute nicht einmal ein Mittagessen anbieten. Mama sitzt mit Mademoiselle Cecile unter Toiletten vergraben und hält großen Rat; sie wird auf ihrem Zimmer essen, und mir bleibt heute nicht so viel Zeit, mich auch nur an den Eßtisch zu setzen . . . Ich habe deinen Koch sofort nach Greinsfeld geschickt — du findest bei deiner Ankunft allen Komfort, der in der Eile eben möglich zu machen ist."

„Nun, dann bleibt nur noch der Wagen zu bestellen", sagte das junge Mädchen. „Lena, wollen Sie so freundlich sein und hinuntergehen?"

Die Kammerfrau erstarrte fast darüber, daß sie so „freundlich" sein sollte; Frau von Herbeck aber blieb buchstäblich der Mund offen stehen, während sie einen vernichtenden Blick auf die Zofe schleuderte.

Gisela knüpfte ganz unbefangen die Hutbänder unter dem Kinn und zog die Hand-

schuhe wieder an, die sie beim Eintreten abgestreift hatte, — das sah sehr eilfertig aus.

„Aber du gehst selbstverständlich erst noch zu Mama, nicht wahr, mein Kind?" fragte der Minister — er ignorierte die plötzliche humane Anwandlung der Stieftochter vollständig. „Denke doch, mein kleiner Liebling, der Fürst kann möglicherweise über acht Tage bleiben, und während der ganzen langen Zeit sind wir verurteilt, dich so nahe zu wissen, ohne dich auch nur ein einziges Mal sehen zu dürfen!"

„Es steht dir ja frei, eine Spazierfahrt nach Greinsfeld zu machen, Papa!" meinte das junge Mädchen gelassen. „Frau von Herbeck hat mir erzählt, daß der Fürst zu Großmamas Lebzeiten sehr oft in Greinsfeld gewesen ist."

Die Lider fielen plötzlich tief über die Augen Seiner Exzellenz — seine Lippen aber verzogen sich zu einem spöttisch mitleidigen Lächeln.

„Liebchen, das ist wieder einmal die Idee eines Kinder[illegible]es!" sagte er. „Was soll Seine Durchlaucht im Hause eines siebzehnjährigen Backfischchens — verzeihe, meine Tochter — das noch nicht bei Hofe vorgestellt ist —"

„Bei dieser Gelegenheit könnte es ja geschehen," fiel Gisela leicht erregt ein. „Großmama, die unerbittlich streng auf das Festhalten unserer Standesvorrechte und der damit verbundenen Pflichten gehalten hat, würde sich sehr wundern, — daß es überhaupt noch nicht geschehen ist — sie war noch nicht volle sechzehn Jahre, als man sie bei Hofe vorgestellt hat."

Der Minister zuckte mit einer eigentümlichen Bewegung die Achseln; seine nähere Umgebung würde damit gewußt haben, daß Seiner Exzellenz die Geduld ausgegangen sei — er blieb jedoch scheinbar gelassen.

„Ueberlege dir selbst einmal, mein Kind, was für eine Rolle du mit sechzehn Jahren am Hofe zu A. gespielt haben würdest!" versetzte er kalt. „Uebrigens muß ich dir gestehen, die Kühnheit überrascht mich einigermaßen, mit der du dich neben die Großmama zu stellen wagst! — die brillante, hochgefeierte Gräfin von Völdern und du, meine Tochter!" Er hob die Lider, ein sehr eindrucksvoller, wenn auch unheimlich lauernder Blick fuhr über das Mädchengesicht. „Was überhaupt für Hindernisse deiner Vorstellung bei Hofe entgegenstehen, kannst du dir gar nicht vorstellen!" fügte er mit großem Nachdruck hinzu. „Die Aufklärung kann und wird für dich nicht ausbleiben, allein —"

Ein Diener trat ein und meldete, daß die Anwesenheit Seiner Exzellenz im Fremdenflügel dringend nötig sei.

„Nun, da behüte dich Gott, Kindchen!" wandte sich der Minister eilfertig, aber mit völlig verändertem, zärtlichem Tone an Gisela. „Laß dir die Zeit in Greinsfeld nicht zu lang werden."

Er hob den Hutrand der jungen Dame und wollte sie auf die Stirn küssen, sie wich heftig zurück, und die braunen Augen maßen ihn finster und sprühend.

„Närrchen du!" lächelte er und strich nichtsdestoweniger mit dem Zeigefinger liebkosend über die Wange — die spitzen weißen Zähne glänzten raubtierartig zwischen den einwärts gekrümmten Lippen, und aus den Augen hervor zuckte es wie ein Wetterleuchten.

Er entfernte sich, und Gisela ging mit Frau von Herbeck, um sich bei der schönen Stiefmutter zu verabschieden.

Die Baronin stand vor dem Ankleidespiegel und hielt Anprobe, jedenfalls ein blutsaures Geschäft, denn die Kammerfrau, die mit flinken Händen ordnete und arrangierte, standen die hellen Schweißtropfen auf der Stirne.

„Herzliebste Gisela, was sagst du nur dazu, daß wir so rücksichtslos sein müssen, dich nach Greinsfeld zu schicken?" fragte sie lebhaft.

Gisela antwortete nicht. Sie blickte durch das Fenster hinunter in den Garten; über ihr ganzes Gesicht flog jener zartrosige Hauch, der auch die weiße Rose verschämt aussehen macht; das junge Mädchen sah zum erstenmal einen jener modernen Damenanzüge, die den Zweck als Hülle völlig verlieren und fast nur noch den Eindruck eines eleganten Rahmens machen, der ein reizvolles, aber schamloses Bild umschließt.

Die schöne Stiefmutter mißverstand das Schweigen und die Verlegenheit der jungen Dame vollständig.

„Du bist beleidigt, liebes Herz", sagte sie in bedauerlichem Tone — eine Beimischung von Aerger klang aber auch mit; „allein können wir denn anders? Wir werden ohnehin wie die Heringe zusammengepackt sein in diesem verwünschten Nest, das so weitläufig und großartig aussieht und doch so wenig Platz und Komfort bietet."

Inzwischen hatte die Kammerfrau verschiedene Etuis geöffnet und begann, einen Kranz im Haar ihrer Gebieterin und die Bukette auf dem Kleide mit Diamanten buchstäblich zu bestreuen.

Welch eine Pracht funkelte auf dem blauen Samtpolster der geöffneten kleinen Kästchen! Es war eine wahrhaft kolossale Menge der auserlesensten Brillanten, zu deren Anhäufung jedenfalls mehrere Generationen einer Familie und fabelhafte Geldsummen gehört hatten.

„Ah, Großmamas Brillanten!" rief Gisela überrascht, aber doch unbefangen beim Anblick der Steine und griff nach einem Armband.

„Liebes Kind, das macht mir das Herz klopfen!" sagte die Baronin mit nervös bebender Stimme und griff ohne weiteres nach dem Armband. „Du magst nun streiten, wie du willst, deine Hände haben leider nun einmal eine krampfhafte Unsicherheit — du bist imstande, das Armband fallen zu lassen und verdirbst mir den Schmuck."

Gisela heftete die ruhigen braunen Augen erstaunt auf ihre Stiefmutter.

„Ei, liebe Mama," sagte sie lächelnd und legte die Linke wie verteidigend auf das Armband, „wenn Papa dir die Diamanten zur Anprobe anvertraut hat, so habe ich wohl auch ein wenig das Recht, sie einmal in die Hand zu nehmen! . . . Uebrigens begreife ich nicht recht, was die Steine hier sollen. Wie oft habe ich Papa um das Medaillon gebeten, das Großmama an einem Samtband trug, es enthielt das Bild meiner seligen Mama. Er hat es mir streng verweigert, weil nach Großmamas Testament der gesamte Schmuck unter Verschluß bleiben sollte, bis ich mündig sei."

„Ganz recht, mein Schatz," entgegnete die Dame langsam, mit schwerer, hohnvoller Betonung — ein wahrhaft dämonischer Ausdruck lag auf dem Gesicht mit den lodernden, dunklen Augen. „Diese Testamentsklausel hat Kraft für dich, nicht aber für mich — und deshalb, Kind, wirst du mir schon erlauben müssen, das Armband an seinen Ort zu legen, lediglich damit der letzte Wille der Gräfin Völdern nicht geschädigt werde."

Die betroffene junge Dame ließ sich widerstandslos den Schmuck vom Arme nehmen; sie war ja so unerfahren, und ihre Rechte hinsichtlich des Mein und Dein hatten sie bisher sehr wenig interessiert. Sie hatte demzufolge augenblicklich keinen Maßstab für die Handlungsweise ihrer Stiefmutter; der beste Helfershelfer für Ihre Exzellenz war aber die unbesiegliche Abneigung der Stieftochter gegen die schweren, kältenden Steine, sie war froh, als sie ihre Haut nicht mehr berührten.

Unten war unterdes der Wagen vorgefahren. Frau von Herbeck, die stumm, aber in der peinvollsten Verlegenheit der kleinen Szene beigewohnt hatte, atmete tief auf, als sich die junge Gräfin mittels einer sehr förmlichen Verbeugung von ihrer Stiefmutter verabschiedete. Sie selbst empfahl sich wortreich und sichtlich erleichtert bei Ihrer Exzellenz, während Gisela nach der Tür schritt.

„Nun, so geh mit Gott, mein Kind!" rief die schöne Stiefmutter und wandte ihr Gesicht wieder dem Spiegel zu.

Gisela verschwand und Frau von Herbeck folgte ihr nach einer tiefen Verbeugung gegen die Exzellenz am Spiegel.

Die Tür fiel ins Schloß, und die Dame sank, wie zu Tode ermattet, auf einen Sessel in sich zusammen, während sie die Hand über die Augen legte. Daß die kleinen Pariser Maiblumen und Erdbeerblüten auf dem Kleid bei der heftigen, rücksichtslosen Bewegung alle Frische einbüßen mußten, kümmerte die Hingesunkene nicht — ein nie dagewesener Moment!

Die Kammerfrau schlug stillschweigend die Hände zusammen, aber bei aller Aufregung huschte doch ihr Blick schadenfroh und boshaft nach der gestrengen Herrin hinüber. Das war freilich herzbrechend genug! Wie oft hatte sie diese wundervollen Steine in das nachtschwarze Haar der schönen Frau versenkt und den stolzen Nacken, den sie selbst nie berühren durfte, mit ihnen geschmückt! Vor zwei Jahren war die reizende deutsche Exzellenz, buchstäblich besät mit Brillanten, auf einem Pariser Balle erschienen; seit jenem erhabenen, unvergeßlichen Augenblick, hieß sie in der vornehmen Welt die „Diamantenfee".

Welche Triumphe, wieviel himmlischschöne Stunden knüpften sich an diese glitzernden Schätze! Sie hatten den Sieg der Schönheit unzähligemale mitgefeiert! Ihr Funkeln erinnerte an so manche Träne im glühenden Auge Besiegter, welche die verlockende Diamantensirene durch alle Stadien der Leidenschaft geführt hatte, um sie dann hohnlachend mit dem Fuße fortzustoßen! . . .

Und nun sollte sie es hingeben, das glänzende Rüstzeug der Koketterie, ohne das sie nicht leben konnte und wollte, sie sollte es hingeben an eine andere, jüngere!

Einen Schleier über die Kämpfe in der Seele einer Frau, die mit bunten Steinen um ihrer Seele Seligkeit würfelt! . . .

18. Kapitel.

Das weiße Schloß beherbergte seit drei Tagen seinen durchlauchtigsten Gast. Der Fürst war in Begleitung mehrerer Kavaliere gekommen, und auch an Damen fehlte es nicht. Was die exklusiven Hofkreise in A. an jugendlichen Schönheiten besaßen, war eingeladen worden, selbst die leidende Fürstin, die ihren Gemahl nicht begleiten konnte, hatte als ganz besonderen Beweis ihrer Huld und Gnade für den Herrn des weißen Schlosses „zur Erhöhung des Glanzes" ihre berühmt schöne und liebenswürdige Hofdame geschickt.

Der Fürst hatte schon am zweiten Tage das Neuenfelder Hüttenwerk besichtigt. Das Anwesen mit seinen mächtigen, dampfenden Schloten, seinen neuen Häusern und dem Menschenschwarm, der auf und ab wogte, sah doch zu imposant herüber und hatte bereits einen zu großen Weltruf, als daß es sich noch hätte totschweigen lassen.

Bei dieser Gelegenheit war auch der neue Besitzer dem Fürsten als Herr von Oliveira vorgestellt worden. Er hatte den hohen Herrn selbst durch alle Fabrikräume geführt, und der Fürst war bezaubert von dem schönen, vornehmen Mann, „der mit seinem interessanten Ernst die eleganten Umgangsformen des Kavaliers und Weltmannes so glücklich zu verbinden wußte". Es war selbstverständlich, daß sich Herr von Oliveira nun auch im weißen Schlosse Seiner Durchlaucht vorstellte, und der Fürst selbst hatte ihm zu dem Zweck eine Stunde des nächstfolgenden Tages bezeichnet.

Es war zwei Uhr nachmittags. Die Sonne hing sengend über dem Neuenfelder Tal, aber unter den Ulmen, die ihre Aeste über dem Gittertor des Arnsberger Schloßgartens verschränkten, war es kühl und schattig — kühl auch wehte es aus den schnurgeraden Alleen herüber, und fern plätscherten die erfrischenden Wasser der Springbrunnen. Wohlige Lüfte lockten da drinnen, und doch blieb der Portugiese mit fahlbleichem Gesicht, tief Atem schöpfend, vor dem Gitter stehen und seine Hand sank jäh vom Türschloß herab, als habe es die ganze Glühhitze der Sonne eingezogen.

Am Portal standen plaudernd mehrere Lakaien, die stoben beim Erscheinen des Portugiesen verstummend auseinander und verbeugten sich bis zur Erde; ein unbeschreibliches Gemisch von Verachtung und Sarkasmus zuckte um den Mund des Mannes. Einer der Diener flog ihm sofort voraus, um ihn anzumelden — er führte ihn nicht nach dem Fremdenflügel; die Herrschaften hatten sich eben vom Gabelfrühstück erhoben, das in den Gemächern der Baronin serviert worden war.

Der anmeldende Lakai kam aus dem anstoßenden Zimmer zurück und stellte sich mit einem tiefen Bückling seitwärts, um den Portugiesen eintreten zu lassen. Seltsam, da stand die hohe Gestalt mit dem majestätisch getragenen Haupt wie gebannt vor der Schwelle — auf der Stirn erschien ein grellroter Streifen. Diese merkwürdig gezeichnete Stirn, verbunden mit einem nervösen Aufzucken der Lippen, gab dem klassischen Profil für einen Moment ein fast diabolisches Gepräge. Da drin flutete ein zauberhaft grünes Licht und floß über weiße Marmorgruppen, und in einem Sessel lehnte die schöne Exzellenz im weißen Morgenkleide; ihr leicht und graziös aufgenommenes Haar fiel über das grüne Polster, und die schmalen Kinderhände spielten mechanisch mit einem prachtvollen Granatblütenbukett.

„Sonderbar!" flüsterte die Hofdame erstaunt ihrer Nachbarin zu, als der Portugiese endlich, wie infolge eines plötzlichen gewaltsamen Ruckes, hinter der Plüschportiere verschwunden war — „der Mann schauderte vor dem Seezimmer, er konnte nicht über die Schwelle kommen, wie die Thüringer Hexengläubigen sagen — ich habe es deutlich gesehen!"

„Das ist leicht zu erklären!" meinte die zarte, blasse Blondine. „Die gespensterhafte grüne Beleuchtung da drin macht mir stets Schw[illegible] die Idee der koketten Gräfin Völdern ent[illegible]ich!"

Die schöne, in die Polster zurückgelehnte Frau wußte jedenfalls den Grund für dieses „Festzaubern an die Schwelle" am besten — sie lächelte, legte verwirrt ihr Bukett auf den Tisch und erhob sich unwillkürlich.

Der Eintritt des Portugiesen unterbrach ein eifriges Wortgefecht zwischen dem Fürsten, dem Minister: mehreren Herren des Gefolges und einigen Damen. Seine Durchlaucht stand vor einer der langen Wände des Zimmers und sprach lebhaft. Er begrüßte den Eingetretenen mit freundlichem Aufleuchten seiner kleinen grauen Augen und einem sehr gnädigen Handwinken.

„Mein lieber Herr von Oliveira", sagte er in ritterlich liebenswürdiger Weise, „nicht allein das reizvolle Ungebundensein des Landlebens, bei dem ich gern einmal die strenge Etikette beiseite lege, sondern auch die Rücksicht für Sie selbst bestimmt mich, Ihnen die erste Audienz gerade hier zu erteilen. Aber hüten Sie sich! Das Zimmer übt einen gefährlichen Zauber, und hier" — er schwieg und zeigte bedeutungsvoll lächelnd auf die neben ihm stehende Damengruppe, zu der nun auch die Baronin getreten war.

„Durchlaucht, ich weiß, daß die Nixen ihre Getreuen zum Wassertode verurteilen, ich bin gewarnt!" versetzte Oliveira.

Diese mit einem fast finsteren Ernst gegebene Antwort klang überraschend gegenüber der heiteren Stimmung des Fürsten, ja sie hatte die Wirkung eines Messerstiches für die Baronin — ihr schönes Haupt fuhr rasch herum: sie erblaßte, und scheu lauernd streiften ihre Augen den Portugiesen, allein sein Blick berührte sie nicht, nur das Profil war ihr zugewendet, und das sah aus wie in Stein gemeißelt.

Nun schwirrten eine Menge glänzender Namen an dem Ohr des Portugiesen vorüber, und die reizenden Trägerinnen derselben, die ungeblendet und scheinbar zwanglos den Glanz auf der Menschheit Höhen umflatterten, gerieten fast in Verwirrung den dunklen Augen gegenüber, die sich bei der Vorstellung fr[illegible]st und kühl, so völlig unberührt von irgendeinem äußeren Eindruck auf ihr Gesicht hefteten. Wie unfürstlich erschien Seine Durchlaucht mit der ängstlich gestreckten, militärischen Haltung und der spitzen, jäh zurücklaufenden, ausdruckslosen Stirne neben der machtvollen Erscheinung des Fremden, die fast aussah, als suche sie königliche Abkunft hinter möglichst leichten, ungezwungenen Bewegungen zu verbergen.

„Und nun will ich Ihnen eine Dame vorführen", sagte der Fürst zu dem Portugiesen, nachdem die Vorstellung beendet war. Er neigte das Haupt gegen ein Frauenporträt, das einzige an der Wand. „Sie ist und bleibt mein Protegee, obgleich diese wundervollen Formen längst die Erde deckt und mein fürstliches Haus eigentlich alle Ursache hat, mit ihr zu schmollen . . . Indes, sie war eben doch ein himmlisch schönes Weib, diese Gräfin Völdern! . . . Lorelei, entzückende Lorelei!"

Er hauchte einen Kuß auf Daumen und Zeigefinger der rechten Hand und warf ihn mit einer graziösen Bewegung nach dem Bilde.

Diese Frau hatte in der Tat wahrhaft genial die dämonische Gewalt ihrer äußeren Erscheinung aufzufassen gewußt. Der bestrickende Zauber der Wasserflut, ihr schmeichelnd geheimnisvoller Zug, hinter dem die Tücke lauert, die uns reizt, unwiderstehlich hinzieht und doch einen Angstschauer erweckt, er ging auch von dieser blendenden Gestalt aus — das Seezimmer und das Bild fanden ihren Ursprung in diesem Gedanken. Ja, das war die Lorelei! Himmel und Wasser lösten sich fern, fern in einem grünlichen Duft; die Wogen spülten an das einsame Weib heran, und mit ihnen verschmolzen die Spitzen der gelösten Haarwellen; es sah aus, als ströme der Geist, das schauerlich schöne, ergreifende Element der heranschwellenden Wasser, durch die goldenen Fäden und konzentriere sich in dem Frauenkörper, der auf dem muschelbesäten Strande im Vordergrunde ruhte.

„Ich habe vorhin ein wenig den Hausherrn im weißen Schlosse gespielt und das Bild eigenmächtig hierher schaffen lassen", sagte der Fürst. „Diese Gewalttat stößt auf energischen Widerspruch von seiten der Damen — sie meinen, an die drapierten Wände gehöre kein Bild . . . Mag es sein, ich gehe von der Ansicht aus, die Schöpferin dieses verführerischen Zimmers solle und dürfe im Bild nicht fehlen, und so, wie es hier angebracht ist, wirkt es auch ganz originell."

Er trat einige Schritte zurück und betrachtete das Arrangement mit prüfendem Auge. Man hatte das Bild aus dem Rahmen genommen: das festgezauberte Stück Himmel und Wasserfläche umrauschten die grünen Seidenfalten; Seine Durchlaucht hatte recht — gerade sie ließen die Gestalt des hingesunkenen Weibes, die ganze köstliche Perspektive des Hintergrundes gewaltig und in wahrhaft packender Wirkung hervortreten.

Der Fürst wendete sich lächelnd an den Portugiesen, während sein Blick noch an dem Gemälde hing.

„Nicht wahr, da begreift es sich leicht, daß ein Mann selbst in der Sterbestunde seine besten Vorsätze über diesen berückenden Augen vergessen konnte?" fragte er.

„Ich bin außerstande, mich in eine solche Lage zu versetzen, Durchlaucht, denn ich pflege meine Vorsätze durchzuführen", antwortete Oliveira gelassen.

Die grauen, kleinen Augen Seiner Durchlaucht erweiterten sich vor Ueberraschung — diese feste, ungeschminkte Sprache schlug rauh an das verwöhnte Ohr, sie wies förmlich den verfeinerten, mit leiser Frivolität angehauchten Ton des fürstlichen Herrn zurück. Indes, einem fremdländischen Sonderling, der über Millionen gebot, und der in Südamerika Besitzungen hatte, an Umfang zweimal so groß wie das ganze souveräne Fürstentum — einem solchen Original durfte man schon etwas nachsehen; auch stand ja der Mann, bei aller stolzen Würde seiner Haltung, doch ehrerbietig dem älteren Herrn und Fürsten gegenüber. Die unliebsame Ueberraschung auf dem Gesicht Seiner Durchlaucht verwandelte sich diesen Erwägungen zufolge in ein schalkhaftes Lächeln. Er trat wieder an das Bild heran. „Ist es nicht ein wahrer Jammer, daß mit dieser Frau die ganze berühmte Schönheit der Völdern erlöschen mußte? . . Eh, was macht denn das gelbe, verkrüppelte Geschöpfchen, die kleine Sturm?" wandte er sich an den Minister.

„Gisela lebt nach wie vor in Greinsfeld, hat den Veitstanz schlimmer als je, und erfüllt uns mit der lebhaftesten Besorgnis", entgegnete Seine Exzellenz. „Die Angst um dieses Kind ist der Schatten, der auf mein Leben fällt."

„Gott, wie lange braucht das arme, unglückselige Wesen, um zu sterben!" rief die Gräfin Schliersen. „Dieses ganz erbärmliche, kleine Dasein ist für mich stets ein Rätsel gewesen . . . Wie kamen die bildschönen Eltern zu diesem Ausbund von Häßlichkeit? . . . Das heißt", setzte sie nach einem kurzen Nachsinnen hinzu, „ich habe merkwürdigerweise trotz alledem in der kleinen, unschönen Physiognomie stets und immer wieder die Grundlinien jenes Kopfes finden müssen." Sie zeigte nach dem Bild der Gräfin Völdern.

„Welche Idee!" rief der Fürst, förmlich beleidigt durch den Vergleich.

„Ich sage ja nur die Grundlinien, Durchlaucht! Im übrigen fehlt selbstverständlich gerade alles das, was einst die Völdern so bezaubernd machte. Das Kind hatte nur einen einzigen Reiz — ein Paar schöner, ausdrucksvoller Rehaugen —"

„Gott bewahre mich, Frau Gräfin!" fiel die Hofdame lebhaft, fast wie erschrocken ein. — „Diese Augen waren schrecklich! . . . Ich habe als siebenjähriges Kind viel mit der kleinen Sturm verkehren müssen — Mama wünschte gerade diesen Umgang sehr lebhaft für mich. Ich ärgerte mich stets über die kleine Person, die ängstlich mit den Händen nach mir stieß, wenn ich ihr nahe kam. Sie haßte alles, was ich liebte, Eleganz, Kinderbälle und Puppenhochzeiten . . . Verzeihen Euer Exzellenz, aber sie war das boshafteste Geschöpf, das mir so vorgekommen ist! . . . Ich erinnere mich, daß sie eines Tages ein Paar entzückender, kleiner Brillantohrringe, die Sie eben von Paris mitgebracht hatten, an die Ohren ihrer Katze gehängt hatte."

„Nun, das finde ich weniger boshaft, als originell", lachte die Gräfin Schliersen. „Ich vermute, sie ist nicht ohne Geist, die Kleine . . . Apropos, wie wär's denn, wenn man auf eine Stunde hinüberführe nach Greinsfeld und ihr einen Besuch machte? — Der Gräfin Sturm gegenüber könnte man sich schon zu einer solchen Artigkeit herbeilassen, und der armen Herbeck wäre es auch zu gönnen, daß sie wieder einmal ein Gesicht aus der Welt zu sehen bekäme."

Die Baronin Fleury hatte sich bis dahin völlig teilnahmlos verhalten. Bei der Frage des Fürsten nach ihrer Stieftochter hatte sie das Bukett ergriffen und ihre Gesicht in die geruchlosen Blüten versenkt; jetzt aber fuhr sie empor.

(Fortsetzung folgt.)

Jederzeit werden Bestellungen auf den „Rhein- und Lahn-Anzeiger" bei den Boten und den Briefträgern entgegen genommen.